

Deutscher Merkur.

Organ

für

katholische Reformbewegung.

Bierzeitlicher Preis bei der Post:

2 Mark

Postzeitungsverzeichnis Nr. 1892.

bei den Expeditionen

zu Köln und München:

1 Mark 60 Pf.

Einzeln Nummern à 15 Pf.

Ankare die gepaltene Festschrift 25 Pf.

soweit sie dem Inhalte des Blattes angemessen sind.

Redaktion:

München, Jungfernsturmstraße 2.

Haupt-Expedition: München

Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei

von Dr. G. Wolf & Sohn.

Expedit. für Köln und Deut. Paul Reubner
Buch- und Kunsthandlung, Köln, Hohenstr. 81.

Inhalt. Die Vernichtung der katholisch-theologischen Fakultät in Gießen. — Der Ultramontanismus. Sein Wesen und seine Bekämpfung. — Friedensgedenken zum Apostolikum II. — Korrespondenzen und Berichte: München (Die Ziele des Ultramontanismus in Deutschland; zum Vorgehen des Evang. Bundes, btr. die separate Kaiserfeier in Rom). — Berlin (Die römische Kirche in ihrer Thätigkeit). — Kattowitz (ein Reliquienfund). — Schweiz (Schenkung; Sitzung in Basel; ultramontane Umtriebe). — Aus Holland (Katholisches aus Egmond aan Zee und Insel Noordstrand). — Italien (Evangelische Kirche Italiens). — Spanien (religiöse Unduldsamkeit). — Griechenland (Prof. Kyriakos über den Wiener Kongress). — Litteratur (Die Lehren des Syllabus).

Die Vernichtung der katholisch-theologischen Fakultät in Gießen *)

Das „Mainzer Journal“ hat in Nr. 303 vom 29. Dez. vor. Js. in echt jesuitischer Weise auf mein heutiges Vortragsthema aufmerksam gemacht und mit geistreich sein sollendem Humor die Hoffnung ausgesprochen, ich möchte mich der Röntgenstrahlen bedienen, damit ich mir nicht den Vorwurf zuziehe, ich sei nur von einem „Zerlicht“ verblendet gewesen. Nun, der Röntgenstrahlen bedarf ich nicht: die Herofratsarbeit samt den Triebfedern dazu liegen so offen vor mir da, daß ich nur zu kopieren brauche. Uebrigens hätte sich das Blatt des alten Sprichworts erinnern sollen, daß man im Hause des Gehängten nicht vom Stricke reden soll. Leute, weret ober, mit göttlichen Paragraphe ausgehauener Deut und Führer sich durch ganze 12 Jahre hindurch von dem Zerlicht Leo Taxil durch alle Sümpfe mittelalterlicher Teufeleien ziehen läßt, sollten so vorsichtig sein, das Wort Zerlicht gar nicht in den Mund zu nehmen. Was wir an Zerlichteln in der ultramontan gewordenen Religionsgesellschaft miterleben mußten, ist so unglaublich und massenhaft, daß nur eine Gemeinschaft darunter nicht zusammenbrechen konnte, die es verstanden hat, die mächtigste Oppositionspartei im Reichstage zustande zu bringen, um die sich die übrigen kleinen Klässer scharen und dadurch zu einiger Bedeutung gelangen konnten. Hyperliberale, Protestler, Poladen, Welsen und Sozialisten sind tagtäglich an der Arbeit, daß ihr Schutz und Schirm, der Zentrumsturm, der allein ihnen Leben und Dasein verbürgt, keinen Schaden nehme. Ein Blick auf das Frankreich der letzten Wochen sollte allerdings diese Leute belehren, daß sie fremde Arbeit verrichten.

Wenn uns das „Mainzer Journal“ unterstellt, wir hätten mit der Besprechung unseres Themas ein „Zugstüd“ einlegen, oder ich habe damit meine Toleranz erweisen wollen, und schließlich der Vermutung Raum gibt, ich möchte in engerem Kreise manches reden, was ich weiteren Kreisen zu verbergen Ursache hätte, so bemerke ich zunächst zu dem aus der Theaterwelt herübergenommenen Wort „Zugstüd“, daß wir das Schauspiel den professionsmäßigen Schauspielern überlassen; ich aber hielt es für eine Ehrenpflicht, den edlen, frommen und wahrhaft katholischen Männern, mit denen ich das Glück hatte, noch in den letzten Jahren ihres Lebens zu verkehren, und die immer nur mit tiefer Behmut daran denken konnten, daß sie aus ihrem Berufe, der das Glück ihres Lebens gewesen war, so schmächtig herausgerissen wurden, ein Wort der Erinnerung zu weihen, und der heutigen Generation, die kaum mehr eine Ahnung hat, daß mit der

*) Ein dunkles Blatt in der neuern hessischen Geschichte. Vortrag im evangel. Männerverein, 16. März 1898.

Gießener Universität bis zur Mitte unseres Jahrhunderts eine blühende katholisch-theologische Fakultät verbunden war, an einem nahe gelegenen Beispiel zu zeigen, wie man den gottvergessenen, unser engeres und weiteres Vaterland aufs tiefste schädigenden Ultramontanismus bei uns eingeschmuggelt hat. Wenn das „Mainzer Journal“ glaubt, mich mit dem Worte „Toleranz“ hänseln zu können, so spricht es da von einer der herrlichsten christlichen Tugenden, welche der Heiland bei den verschiedensten Anlässen in den mannigfaltigsten Wendungen den Seinen ans Herz gelegt hat, von welcher jedoch ein ultramontaner Zeitungsschreiber gerade so viel versteht, wie die alten Pharisäer. Sie verstehen es nicht, wenn ich ihnen sage, daß es mich immer tief ergriffen hat, wenn ich an einem in protestantischem Gotteshause aufgerichtet so heiligen Altar junglicke, weil mich das Gefühl übermannte: „Es gibt in dieser Stunde weit und breit keinen heiligeren Ort, als dieses protestantische Gotteshaus, in dem die Liebe Christi ihren Thron aufgeschlagen hat.“ Als wir darum in der von mir pastorierten Gemeinde Hefloch eine altkatholische Kirche erbaut hatten, luden wir den evangelischen Pfarrer von Dittelsheim, dessen Pfarrkirche uns 16 Jahre hindurch Unterstand geboten hatte, ein, nach Bedarf von unserer neuen Kirche Gebrauch zu machen, weil wir glaubten, daß dieser gemeinsame Gebrauch der Christuskirche erst die rechte Weihe verleihe. Ich weiß es, weil ich es selbst erlebt habe, daß man mit Millionen Christen sich in Glaube und Liebe verbunden fühlen kann, ohne eines unfehlbaren Oberpriesters zu benötigen. Es ist nach meiner inneren und tiefsten Ueberzeugung ein furchtbares, an der Menschheit begangenes Verbrechen, sie glauben gemacht zu haben, der Christ bedürfe eines Menschen oder gar eines zu Rom thronenden Priesters, um selig zu werden.

Zum Schluß erkläre ich noch den römischen Vorposten in Germanien, daß es mit zum Glück meines Lebens gehört, Leuten von ihrer Qualität die ganze und volle Wahrheit sagen zu können. Also wird es an mir nicht liegen, wenn sie nicht in den Besitz des vollen Wortlautes meines heutigen Vortrags kommen.

Indem ich nun endlich daran gehe, auf das vorgesteckte Ziel loszusteuern, kann ich nicht umhin, den päpstlichen Fahnen-trägern für Wahrheit, Freiheit, Recht die tröstliche Versicherung zu geben, daß auch ich der Ueberzeugung geworden bin, daß eine römisch-katholische theologische Fakultät in den Verband weder der Gießener noch irgend einer wirklichen Universität gehört; denn die Aufgabe der Universität ist die Pflege der Wissenschaft, also die Aufgabe der theologischen Fakultät das Forschen nach ewiger Wahrheit. Hat nun eine Kirchengemeinschaft das Glück, den unfehlbaren Statthalter Christi in ihrer Mitte zu haben, der alle Wahrheit im Schreine seiner Brust trägt, dann ist eine solche

Fakultät doch ein recht unnützes, überflüssiges und kostspieliges Institut. Wie man sich seit dem Vatikanum ja in Deutschland fast überall daran gewöhnt hat, fragt man in zweifelhaften Glaubens- und Gewissensangelegenheiten beim heiligsten Vater an und die klare Antwort fehlt nie. Diese Drakelsprüche zu registrieren und die priesterliche Jugend darauf einzudrillen, dazu bedarf's nicht der ohnehin verdächtigen humanistischen Bildung, und man kommt auch so an den „hochmütigen Professoren“ vorüber, die heute gerade noch so wie im Mittelalter erklären, sie könnten nicht existieren ohne die akademische Freiheit; die Wissenschaft sei durch die Freiheit bedingt. Aber gerade diese Freiheit der Wissenschaft hat der unfehlbare Papst als Irrtum und Gottlosigkeit verdammt. Ist nun auch sein Fluch den modernen staatlichen Universitäten gegenüber wirkungslos, so gilt es heutzutage doch selbst protestantischen Regierungen als so ziemlich selbstverständlich, daß die römisch-katholische Fakultät unmittelbar unter dem Einfluß der päpstlichen Hierarchie zu stehen habe, was nach der Meinung der gewöhnlichen Menschenkinder völlige Unfreiheit bedeutet, nach dem Jargon des Ultramontanismus freilich die alleinige wahre Freiheit genannt zu werden verdient. Eine römisch-katholische theologische Fakultät in den Rahmen einer modernen Hochschule bringen zu wollen, ist demnach ein Unding.

Die Großherzöge Ludwig I. und Ludwig II., denen in edler Begeisterung für das religiös-sittliche Wohl ihrer katholischen Unterthanen kein Opfer zu groß schien, Bischof Burg von Mainz, sowie sein Nachfolger Leopold Kaiser, die ihre ganze Liebe und Fürsorge der Gießener katholisch-theologischen Fakultät zuwandten, konnten natürlich ihre Liebe, Begeisterung und Fürsorge nur einer katholisch-theologischen Fakultät zuwenden; eine römisch-katholische, vatikanische Kirche mit einem unfehlbaren Universalbischof und absoluten Herrn und Gebieter an der Spitze kannte man damals noch nicht in Deutschland. Das aber ist das Tragische bei der Gründung der katholisch-theologischen Fakultät in Gießen, daß man in Deutschland damals noch durchaus an die alte katholische Kirche glaubte, während die Päpste Pius VII. und Leo XII., die bei der Gründung der Fakultät Gießen mit in Frage kamen, bereits eine neukatholische, vatikanische planteten. Waren ja beide bereits wieder in den Händen der Jesuiten. Dieser Konflikt zwischen der alten und neuen Kirche, der schon bei der Gründung der Fakultät vorhanden war, brachte letztere schließlich zum Fall.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ultramontanismus. Sein Wesen und seine Bekämpfung.

Des Grafen Paul v. Hoensbroech „Der Ultramontanismus, sein Wesen und seine Bekämpfung“ (J. D. M. 1897, Nr. 45—48) ist sechsen in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage (Berlin, Verlag von Herm. Walther) erschienen. „Schon nach zehn Wochen war die erste starke Auflage vergriffen.“ Mit Recht sieht der Verfasser in diesem Erfolge einen Beweis für das große Interesse, das weiteste Kreise an dem Gegenstand nehmen. Daß auch wir, die wir seit einer stattlichen Reihe von Jahren im Kampfe wider den Ultramontanismus stehen, an allen antultramontanen Bestrebungen großes, sogar sehr großes — Interesse und infolge dessen auch allen Grund haben, an die Prüfung mit größtem Ernst und größter Gewissenhaftigkeit heranzutreten, ist geradezu selbstverständlich. Unser großes Interesse für das Hoensbroech'sche Buch haben wir doch ohne Zweifel schon dadurch bewiesen, daß wir ihm in drei Abteilungen durch vier Nummern des „Merkur“ eine Besprechung gewidmet haben. Obwohl wir nun in derselben die Hoensbroech'sche Darstellung des Ultramontanismus selbst und seiner großen Bedeutung für Staat und Gesellschaft, Religion und Kultur bestens an-

erkannt und das Buch zum Schluß allen Patrioten warm empfohlen haben, wußten wir freilich auch im voraus, daß der Herr Verfasser mit den weiteren Ausführungen nicht zufrieden sein werde; aber daß er unsere gegenteiligen Anschauungen mit einer bloßen gröblichen Beleidigung abfertigen werde, das haben wir doch nicht, um seiner selbst willen nicht, erwartet.

Wir konnten nämlich und wir können noch jetzt nicht auf die vom Grafen v. Hoensbroech vorgezeichneten Kampf-mittel schwören und zwar deshalb nicht, weil bei den einmal bestehenden und für praktische Fragen in Rechnung zu ziehenden staatlichen Verhältnissen, und so lange diese Verhältnisse fortbestehen, auch nicht die geringste Aussicht da ist, daß das von Hoensbroech vorangezeichnete Hauptmittel Hoffnung auf Verwendung hat. Es setzt Menschen und Zeitlagen voraus, die im modernen Geiste nicht bloß denken, sondern auch handeln, und dieser Geist im religiösen wie im patriotischen Sinne muß zunächst in den Menschen geweckt und wieder lebendig werden, in welche heute der Ultramontanismus seine breitesten Spuren einerseits des Indifferentismus, anderseits des Fanatismus gegraben hat. Wir haben das damals in unsern Artikeln eingehend klar zu legen und nachzuweisen versucht. Wie will Hoensbroech in seiner Weise die Wurzel des Ultramontanismus durchschneiden, solange er beispielsweise Verhältnissen gegenübersteht, wie sie bei der ultramontanen Kaiserfeier zu Rom zu tage getreten sind? Hoensbroech freilich sieht darin das höchste Lob für sein Buch, daß es „im schärfsten Gegensatz zu den wirklichen Verhältnissen steht.“ Die Thatsache stimmt, aber das Lob verstehen wir eben nicht. Wer mit Verhältnissen, die sich vielleicht einmal verwirklichen, gewisse Zwecke erreichen will, der zeigt uns wohl schöne Zukunftsbilder, aber zwischen der Gegenwart und diesen Zukunftsbildern bleibt eine Kluft bestehen, die vor allem erst überbrückt oder eingeebnet werden muß, ehe an die Verwirklichung der schönen Zukunftsbilder gegangen werden kann. Ehe die Hoensbroech'sche Weise der Durchschneidung der ultramontanen Wurzel Anwendung finden kann, muß in Staat und Gesellschaft bis zu höchst hinauf der antiultramontane Geist und jenes Selbstbewußtsein groß gewachsen sein, daß die Stütze der Thronen und die Größe der Nationen nicht in der Macht der Hierarchie, sondern in der Verfassung ruht. Nur wenn dieser Geist vorhanden ist, ist das Hoensbroech'sche Hauptmittel keine bloße Utopie. Im vorliegenden Falle also mußte uns Graf v. Hoensbroech zunächst angeben, wie man an Stelle des Indifferentismus und der Selbstsucht den Geist der Wahrheit und Wahrhaftigkeit, den Geist gewissenhafter Treue, an Stelle der Wirtigkeit den sittlichen Ernst den Menschen und vor allem den tonangebenden Menschen anziehen und wie man in die Regierungen den nötigen neuen Geist mit der nötigen Energie zu gießen vermag. Wenn einmal diese schwere Arbeit gelungen wäre, dann wäre die Durchschneidung der Wurzel eine leichte Sache.

Eine Lösung der religiösen Frage in der Gegenwart, soweit dabei die römisch-katholische Kirche und ihr Ultramontanismus in Frage steht, ist nur dann zu erhoffen, wenn man das, was Graf v. Hoensbroech als das unfehlbare Heilmittel hinstellt, den Folgen der Zeiten überläßt, hingegen mit allen Kräften des Geistes und vor allem unter dem Schutz und Schirm des von Christus gesendeten heiligen Geistes an der Erkenntnis und Verwirklichung der im innersten Wesen christlichen modernen Staatsidee, insbesondere wahrer geistiger Aufklärung und charaktervoller Selbständigkeit durch alle Gesellschaftsschichten hindurch arbeitet. Auf die Erziehung des Volkes im Geist und in der Wahrheit im Gegensatz zur ultramontanen Erziehung blinder Unterwerfung von Willen und Urteil — darauf kommt es an, denn das würde an sich schon unserer kranken Zeit wieder aufhelfen, alle die jetzt an Indifferentismus oder Feigheit krankenden Katholiken und Nichtkatholiken aufrütteln und successive,

aber unaufhaltbar dem ultramontanen Ungeiste den Nährboden im Volke entziehen.

In einer auf dem Alttholikenkongress zu Mainz (1877) gehaltenen Rede wurde die Aufgabe der Ritter im Geiste dahin zusammengefaßt: „... nach bestem Vermögen dem Strom des Geistes die Bahn zu den Herzen und Köpfen der widerwilligen Menschen frei machen; denn soll endlich das Werk gelingen, muß der Geist strömen in die Zeit, wie der von Herkules abgelenkte Fluß durch den Stall des Augias. Und es muß Geist vom Geiste Gottes sein, von jenem Schöpfergeist, der aus dem Weltchaos den ersten Schöpfungsfrühling formte, — soll er Verstand und Herz erleuchten und erquickend, soll er nicht zerstören und nur neue Schlamm-massen absetzen, sondern befruchtend und reinigend in den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts eingreifen. Unser Wirken hat nur dann einen über den Moment und über lokale Beschränkung hinausreichenden Erfolg, wenn wir so arbeiten, daß das Strombad des Geistes ahnungslos über die Menschen kommt, wie durchs geöffnete Fenster der goldene Morgenstrahl, der auf den Schläfer fällt und den Schlaf verschleucht.“

Das war der Geist, der uns bei unserer Besprechung der I. Auflage des Hoensbroech'schen Buches geleitet hatte. Wenn wir eine kräuske Abweisung, die Graf Hoensbroech, ohne daß hiezu eine Notwendigkeit gegeben war, dem „Deutschen Merkur“ in einer Anmerkung (S. 228) widerfahren ließ, ebenfalls nicht besonders freundlich — wir gesehen das gerne zu — abgewiesen hatten, so waren wir ja dazu absichtlich herausgefordert worden. Und wenn nun Graf Hoensbroech in der neuen Auflage die ursprüngliche Anmerkung stehen läßt und noch hinzufügt: „Die Besprechung, die der Deutsche Merkur meinem Buche gewidmet hat, ist derartig durchsetzt von übelwollenden persönlichen Bemerkungen, daß ein Eingehen auf ihre sachlichen Ausstellungen unmöglich ist, ohne das Gebiet des Persönlichen zu betreten, und das widerstrebt mir. Für persönliche Reibereien bei Behandlung grundsätzlicher Fragen fehlt mir jedes Verständnis.“ Nur die eine sachliche Bemerkung muß ich der Kritik des Deutschen Merkur entgegenstellen: sie gibt in verschiedenen wichtigen Punkten meine Auffassung völlig entstellt wieder.“

Wir wollen von der wohlfeilen Art, den persönlich Beleidigten zu spielen, um sich von einer Verantwortung wegzuschrauben, absehen, denn das ist des Grafen Hoensbroech's eigene Sache; aber die daran geknüpften „sachlichen“ Bemerkungen, die sachlich nichts als eine beleidigende Unterstellung ist, können wir nicht unberücksichtigt lassen. Wir senden hier voraus, daß wir uns, die wir seit Jahren gegen die „Unsehlbarkeit“ anderer zu Felde ziehen, gewiß selbst nicht für unsehlbar halten und daß wir jederzeit bereit sind, wenn uns durch irgend ein Versehen ein Mißverständnis unterlaufen sollte, uns belehren zu lassen; aber dagegen müssen wir entschieden Verwahrung einlegen, daß wir absichtlich wichtige Stellen uns zurecht geschnitten haben, denn wir sind gewohnt immer wortwörtlich zu zitieren. Was uns aber Graf Hoensbroech hier vorwirft, geht auf Verdrehung hinaus. Oder weiß Graf Hoensbroech nicht, daß der Vorwurf „Entstellung“ bewußte Absicht des Entstellers zur Voraussetzung

*) Ohne jede Beifügung zitieren wir hier nur einen Satz des Grafen v. Hoensbroech aus dem Vorwort zur zweiten Auflage: „Der denkfaule, Bildungsphilister ist leider in Deutschland noch zahlreich vertreten; einige große, freisinnig oder liberal sich nennende Zeitungen sind seine Stützen und Patronen. Alle „päpstliche“ und „junckerliche Beschränktheit“ findet sich vereint in der Verbohrtheit und Einseitigkeit der „Bildungsphilisterei“. Für sie und ihre Blätter ist das ausgegetretene Geleise Fortschritt, ist die tönende Phrase „Bildung“, sind Scheulappen und charakterlose Gleichgültigkeit, Festigkeit und „Freisinn.“

hat? Wir können darauf nur antworten mit der öffentlichen Aufforderung an den Herrn Grafen, uns nachzuweisen, wo wir „in verschiedenen wichtigen Punkten“ seine Auffassung „völlig entstellt“ wiedergegeben haben. Wir stellen ihm zu diesem Zwecke den „Deutschen Merkur“ selbst — natürlich nicht in ungemessenem Raume — zur Verfügung. E. Z.

Friedensglocken zum Apostolikum.

II*).

Der zweite Teil des Apostolikums lehrt den Glauben an Jesus Christus. Zu ihm wird übergegangen im Anschlusse an das anfängliche „Ich glaube an Gott“. Ohne Wiederholung des „Ich glaube“ folgt bloß unter Anknüpfung mit „und“:

und an Jesus Christus, seinen einzigen Sohn.

Diese Verknüpfung entspricht nicht minder dem gleichen äußeren Vorkommen im Neuen Testamente, als dem Verhältnisse des Glaubens an Jesus Christus zum Glauben an Gott zufolge der Schrift: Jeder Geist, der bekennet, daß Jesus Christus im Fleische gekommen ist, und in der Lehre Christi bleibt, der hat sowohl den Vater als den Sohn (1 Joh. 4, 2. 2 Joh. 7, 9); durch den Glauben an Jesus Christus kommt dem Menschen die Gerechtigkeit von Gott (Röm. 3, 22); durch den Glauben an Jesus Christus sind alle Söhne Gottes (Gal. 3, 26); und die erste Predigt dieses Glaubens schließt, nachdem sie überall von dem Glauben an Gott ausgegangen, mit der Aufforderung, daß jeder sich taufen lasse auf den Namen Jesu Christi, schließt so bloß diesen Namen hervorhebend (Th. 2, 38), obgleich das Taufgebot des Herrn lautet: zu taufen auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes.

Muß hiernach nicht gar gesagt werden, daß der Glaube an Jesus Christus mit dem Glauben an Gott untrennbar verknüpft ist, so daß der eine Glaube nicht ohne dem andern besteht? Und liegt nicht auch der Grund dafür offen? nämlich: Ziel des Glaubens an Gott ist der Eintritt der Menschen in Gottes Kinderschaft; der Eintritt in Gottes Kinderschaft aber ist ohne Jesus Christus nicht gegeben, weil nach der von Gott für die Menschheit aufgerichteten großen Ordnung Jesus Christus der Mittler dieses Eintritts ist, jener, der von sich bezeugte: „Niemand kommt zum Vater als durch mich“ (Joh. 14, 6). In diesem Sinne denn den Anschluß des Glaubens an Jesus Christus an den Glauben an Gott auffassend, sind wir dadurch für uns auf die vollgetreue Festhaltung des Glaubens an Jesus Christus, das Licht der Welt, unsern Mittler und unser Vorbild für die Gewinnung der Kinderschaft gewiesen, in betreff derer aber, die dieses Glaubens entraten, auf den Standpunkt weitester Duldung gestellt, dies in der Hoffnung der Brudersliebe. Hoffen wir bei den tausendfältig verschiedenen Entwicklungen des Glaubens an Gott, die die Menschheit durchlaufen mußte und muß, doch noch für das Heil derer, die in der menschlichen Verwilderung selbst den Namen Gott verloren haben. Wir hoffen so im Hinblick auf den eingeschlossenen Glauben ihres Lebenswirkens. Denn „ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen“; wenn aber diesem Aussprüche (Hebr. 11, 6) hinzugefügt ist: „Glauben muß, wer Gott nahen will, daß er ist und vergilt denen, die ihn suchen“, so ist dabei als selbstverständlich vorausgesetzt, daß der Mensch in seinem diesseitigen Leben in der Lage sein muß, so zu suchen und zu glauben. Fehlte es daran dem, der sterbend vor Gott tritt, so hat er von Gott als Vater die Zugabe des Fehlenden zu erwarten, wie dies schon zum ersten Satze des Apostolikums verfolgt wurde. Bei Untrennbarkeit des Glaubens an Gott von dem Glauben an

*) S. Nr. 11 u. 12.

Jesus Christus kann für diesen kein wesentlich anderes Verhältnis bestehen; das ergibt sich des weitern auch noch aus der im Apostolikum fernerhin folgenden Lehre vom „Absteigen Jesu Christi zu den Untern“.

Mit dem (den) Namen Jesus Christus tritt das Apostolikum vor die historische Person Jesu. Die Annahme der geschichtlich sichern Kunde von ihr kann nach der Lehre, daß der Glaube die Ueberführung ist von dem, was nicht gesehen wird, der hier geforderte Glaube nicht sein, er ist anders zu suchen. Er ist zu suchen, wie die schon bezogenen Stellen der Johannesbriefe (1 Joh. 4, 2. 2 Joh. 7, 9.) in anderer Uebertragung besagen, wonach Jesus der im Fleische gekommene Christus ist.

Die beiden Namen Jesus und Christus kommen im Neuen Testamente häufig auch jeder für sich allein vor; ebenso häufig ist die Zusammenstellung Jesus Christus, diese noch in Umstellung Christus Jesus bei Paulus. Von ihnen ist „Jesus“ der persönliche Name, „Christus“ das griechische Wort für das jüdische „Messias“, für den Verheißenen des Alten Bundes, „der kommen sollte“ (Matth. 11, 3. Joh. 11, 27), der aber nicht bloß den Juden verheißene war, sondern zufolge des Wortes, daß in „Abrahams Samen“ alle Völker geeignet werden sollten, wie auch schon nach seiner anfänglichen Verheißung als „Same des Weibes“, welcher dem Feinde den Kopf zertreten werde, der für die ganze Menschheit Verheißene war. Bei solcher vorausgesetzter Verheißung, die durch das Kommen Jesu Christi im Fleische erfüllt worden, stellt das Apostolikum Jesus Christus zum Glauben vor nicht anders als Johannes im Abschlusse seines Evangeliums, wo er sagt: „Diese Zeichen, die Jesus gethan hat sind geschrieben, damit ihr glaubet, daß Jesus ist der Christus, der Sohn Gottes, und durch den Glauben Leben habt in seinem Namen.“ Der lateinische Text des Apostolikums kann hier in gleicher Weise übertragen werden, nämlich: „Ich glaube an Jesus den Christus.“ Vielleicht hat auch die verschiedentliche paulinische Umstellung „Christus Jesus“ den Zweck gehabt, durch die Vorausstellung von „Christus“ hervorzuheben, daß Jesus der Christus ist.

Was Johannes in dem Abschlusse seines Evangeliums durch die Worte „der Sohn Gottes“ sofort anfügt, läßt das Apostolikum gleichfalls sofort folgen: „seinen einzigen Sohn“; dies wenn von dem zu „Sohn“ beigefügten „einzig“ abgesehen wird und die Zurückbeziehung durch „sein“ auf das Wort „Gott“ in dem vorausstehenden Satze geht. Nach der Meinung, die seit dem Arianismus herrschte, soll hier das Apostolikum die göttliche Seite Jesu Christi treffen, seine Sohnschaft in der Gottheit. Dem entsprechend ist die Trinitätslehre entwickelt. Danach wird weniger Gewicht gelegt auf das im Eingange des Joh. Ev. für die zweite göttliche Person Gesagte: „Wort, das Gott und bei Gott“, als auf den im Joh. Ev. folgenden Ausdruck: „Das Wort ist Fleisch geworden und zeltete unter uns, und wir haben gesehen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des Eingebornen vom Vater.“ Insbesondere nach diesem Ausdrucke, außerdem auch unter Heranziehung weiterer Schriftstellen, sind die Worte „einziger Sohn“ im Apostolikum und ebenso der Name „Sohn“ in zweiter Stelle der Taufformel seit dem großen arianischen Streite dahin erfaßt worden, wie dies die Zusätze in dem nicäno-konstantinopolitanischen Symbolum betragen. Anstatt der Worte „sein einziger Sohn“ des Apostolikums heißt es hier: „Gottes eingebornen Sohn“; sodann von diesem weiter: „aus dem Vater geboren vor aller Zeit, Gott von Gott, Licht von Licht, wahrer Gott von wahren Gott, erzeugt, nicht gemacht, gleicher Wesenheit mit dem Vater, durch den alles gemacht worden.“ So wird noch heute gelehrt; das Apostolikum weiß anders.

Jesus Christus ist nach überall unbestrittener Lehre der Sohn Gottes; aber der Sohn Gottes ist er, der Gott-Mensch, zufolge der Schrift nicht als Gott, nicht als „das Wort,

das Gott und bei Gott“, sondern als Mensch. Dabei darf in Ansehung seiner Menschheit nur nicht lediglich auf ihn als „den im Fleische gekommenen“ hingeblickt werden, muß — wegen vieler hier in Betracht kommender, von der herrschenden Lehre auf sein göttliches Vorsein bezogenen Schriftstellen — vielmehr ein, durch die frühere Erziehung seiner menschlichen Seele bedingtes, menschgeschöpfliches Vorsein vor seiner Empfängnis und Geburt von Maria vorausgesetzt werden — dies eine Voraussetzung in Uebereinstimmung mit dem für die Menschenjeden überhaupt anzunehmenden Vorsein, die insbesondere auch durch das Schriftwort von der Fleisch-Werdung (nicht Mensch-Werdung) des Wortes offen gelassen ist. Das Apostolikum kann nur mit Zwang anders erklärt werden in gleicher Weise wie die hier vorausstehenden Schriftstellen.

Einer andern Erklärung des Apostolikums steht namentlich entgegen die Zurückbeziehung „sein Sohn“ und die Bezeichnung des Sohnes als des „einzigen“. Durch die Zurückbeziehung ist Jesus Christus hingestellt als Sohn dessen, der im ersten Satze vorgeführt ist als „Gott“ mit den nähern Bestimmungen: „Vater“, „Allmächtiger“ (im Sinne des griechischen Substantivs Pantokrator) und „Schöpfer Himmels und der Erde“. Da erscheint es willkürlich, nicht auf das Wort „Gott“ in dem vorausstehenden Satze zurückzugehen, sondern auf die Appositionen zu „Gott“ und von diesen die erste „Vater“ (gar noch mit fehlerhaft beigefügtem „allmächtig“ im Sinne des lateinischen Adjektivs omnipotens) herauszugreifen und hierauf den Sohn zurückzubeziehen. Aber auch dadurch erreicht man noch nicht, was man bedarf, um den Sohn Gottes in der Gottheit suchen zu können; man muß dazu noch von dem vorher im Apostolikum gelehrteten Satze, daß Gott Vater ist, in dessen nächstem Sinne absehen und bloß den hier nur im Hintergrunde stehenden Namen für die erste göttliche Person berücksichtigen. — Ebenso sehr widerspricht die Bezeichnung des Sohnes durch „einzig“. Handelte es sich um die göttliche Seite Jesu Christi, um ihn als göttlichen Sohn, so würde es als wenigstens überflüssig stören, diesen noch näher durch „einzig“ zu bestimmen, da wäre sein Einzigsein doch selbstverständlich.

Dagegen war letzteres für Jesus Christus als geschöpflichen Sohn Gottes hervorzuheben mit Rücksicht auf noch weitere anders gestellte Kinder Gottes, mit Rücksicht namentlich auf die übrigen Menschen, die nur durch ihn als Mittler in Gottes Kindschaft gelangen können. Das würde auch anzunehmen sein, wenn das „einzig“ des Apostolikums ganz gleich zu nehmen wäre mit dem „eingebornen“ der Johanneschriften; doch darf auch das nicht einmal geschehen. So gleich genommen ist es verschiedentlich, wie schon früh in den dem Apostolikum nachgefolgten Symbolen, so noch in jüngster Zeit bei Uebertragungen des griechischen Bibeltextes der Johanneschriften, so auch in verschiedenen deutschen Uebertragungen des Apostolikums, die anstatt „einzig“ „eingebornen“ setzen; doch ist dabei folgendes unbeachtet gelassen. Das „einzig“ zu „Sohn Gottes“ im Apostolikum ist wörtlich nicht schriftgemäß, sinngemäß dagegen bestens zutreffend, wenn es — und nur dies kann als das Richtige angesehen werden — als eine Zusammenfassung genommen wird von den hier biblisch vorausstehenden drei Bezeichnungen des Sohnes, der johanneischen „eingebornen“ und der paulinischen beiden „erstgezeugter (oder: erstgeborener)“ und „eigener Sohn“. — Dies Verhältnis des Sohnes, und wie dadurch der Gottheit Christi in keiner Weise Abbruch geschieht, ist des nähern bereits verfolgt in den vorausgeschickten Erörterungen — vgl. insbesondere Deutscher Merkur Jahrg. 1898 S. 3—5. 12—13. 18—19 u. 26—28.

Die fernere Bestätigung bringt das Apostolikum darin, wie es Jesus Christus, den einzigen Sohn Gottes, sofort weiter vorführt, nämlich als:

unsern Herrn.

Hier folgt das Apostolikum in seiner Lehre vom Glauben an Jesus Christus dem Aussprüche des Herrn an seine Jünger: „Ihr heißt mich Herr und habt recht, ich bin es“ (Joh. 13, 13). Er ist der „Fürst unseres Heiles, der Herzog unserer Seligkeit“ (Hebr. 2, 10), dem wir als unserm Herrn zu huldigen haben. Dies schulden wir ihm schon als dem einzigen Sohne Gottes, der unser Erstling ist, ohne weiteres; dies schulden wir ihm übervollends, weil er, unser Erstling, da wir geknechtet waren, uns losgekauft hat (Röm. 3, 24), unsere Schuldchrist aus Kreuz nogelte (Kol. 2, 14), uns reinigte zu seinem Eigentumsvolle (Tit. 2, 14). Demgemäß durchzieht der Ausdruck „Jesus Christus unser Herr“ das ganze Neue Testament.

Wenn wir nun Jesus Christus als unsern Herrn bekennen, bekennen wir ihn dadurch zugleich als Gott? Jedenfalls „zum Preise Gottes“ nach der dahin gehenden ausdrücklichen Hervorhebung des Philipperbriefes (Phil. 2, 11). An sich liegt in dem Bekenntnisse zu Jesus Christus als unserm Herrn das Bekenntnis zu ihm als Gott-Herrn noch nicht. Dies ergibt auch die erste Predigt von ihm in dem Worte des Petrus: „So erkenne nun das ganze Haus Israel, daß Gott ihn zum Herrn und Christus gemacht hat.“

Oder wäre ein göttliches Herrsein Christi zu finden in jener Stelle, die ihn vorführt, als die Pharisäer wider ihn versammelt waren? „Da frag Jesus sie: Was dünkt euch von Christus, wessen Sohn ist er? Sie antworteten: Davids. Darauf sprach er zu ihnen: Wie nennt ihn denn David im Geiste Herr, da er sagt: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn, setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege. Wenn nun David ihn Herr nennt, wie ist er sein Sohn?“ (Matth. 22, 41—45). Ziente Jesus mit letzterer Frage auf das Gottsein des Christus, auf sein eigenes göttliches Herrsein? Dies darin zu finden, hält schwer, zumal bei Zulässigkeit der Annahme, daß der Herr schon ein geschöpfliches Vorsein gehabt hat, bevor er im Fleische kam. Denn als Gott ist er mit den anderen göttlichen Personen doch jener, der so zu Davids Herrn (Christus) gesprochen hat. Aber Davids Herr ist auch mehr als Davids Sohn. Davids Sohn ist der Herr bloß „dem Fleische (seiner leiblich-organischen Seite) nach, gesetzt aber mit Macht als der Sohn Gottes“ (vgl. Röm. 1, 3 ff.), der „eingeborene, eigene, ersterzeugte“; und also mit Macht gesetzt, ist er auch David gegenüber der Herr, war er dessen nächster Herr, „sein Herr“, wie er der unsrige ist.

Sonach erblicken wir ihn auch bei jener Frage an die Pharisäer nicht als Gott, sondern als Herrn, der Mensch ist wie wir unter „seinem und unserm Vater, seinem und unserm Gotte“ (Joh. 20, 17), von dem er jedoch entsprechend über uns erhöht ist: er der in seinem menschgeschöpflichen Vorsein sofort Herrliche in der Herrlichkeit beim Vater vor der Welt Grundlegung (vgl. Joh. 17, 3 f. 24). — er, nachdem er im Fleische gekommen, der „Herr der Erde“ (Off. 11, 4), „König der Könige und Herr der Herren, auf dessen Haupte viele Diademe“, wenn er wiederkommt (Off. 19), insonderheit der Herr der Jünger und deren, die durch ihr Wort an ihn glauben (Joh. 17, 20), die „glauben und getauft sind“ (Mark. 16, 16). — er unser, der Christen, Herr, dem wir, also zur Folge aufgerufen, nachgehen müssen. — Die diesem seinem Hiersein sich weiter anschließenden Fragen sind zu der späteren Angabe „sitz zu Rechten Gottes, des Vaters, des Allmächtigen“ zu verfolgen. Nur dann auch auf diesen unsern Herrn, den Menschen Christus Jesus (1 Tim. 2, 5), in dem das „Wort Fleisch geworden“, geht, womit das Apostolikum fortfährt. Nachdem es nämlich bis hierhin zuvor in großen allgemeinen Zügen den Herrn vorgeführt hat, wobei die voraussetzenden Schriftstellen auch namentlich sein menschgeschöpfliches Vorsein ergeben, tritt es nunmehr im besonderen an sein „Kommen im Fleische“ heran:

der ist empfangen vom hl. Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau.

Gleicherweise erzählen die Evangelien Matth. 1 und Luk. 1 und 2. Am vollständigsten wird hier das Apostolikum gedeckt durch Lukas, der insbesondere die Antwort mitteilt, die Maria dem Verkündigungengel gab: „Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ Mag dies Wort verstanden werden in dem Sinne „da ich keinen Mann weiß“ — nämlich daß Maria für das Kommen des Christus das nicht wußte, was an Stelle des erzeugenden Mannes trete — oder in dem Sinne „da ich keinen Mann anerkenne“ — nämlich, daß sie der ihr gewordenen Verkündigung bereit sei, aber ohne Mann, indem sie sich Gott zur Jungfräulichkeit verlobt habe —: so hat schon Maria selbst auf die Empfängnis Christi ohne Mann hingewiesen. Daß Christus so in der That geboren werden sollte, bestätigte dann der Engel durch die Worte: „Der hl. Geist wird über dich kommen . . . darum wird auch das Heilige, das erzeugt wird, Sohn Gottes genannt werden.“ Ganz damit übereinstimmend ist Matth. 1 gesagt: „Als Maria mit Joseph verlobt war, fand sich, daß sie schwanger war vom hl. Geiste“, und dann hervorgehoben, daß durch Christi Geburt erfüllt worden die Weissagung: „Siehe, eine Jungfrau wird schwanger sein und einen Sohn gebären.“

Das alles zusammenfassend, hat das Apostolikum dem „empfangen vom hl. Geiste“ die Worte „ohne Mann“ nicht ausdrücklich beigelegt, wie es namentlich nach dem Lukasberichte hätte geschehen können, eingeschlossen jedoch daselbe gegeben, indem es dem „geboren aus Maria“ das Wort „der Jungfrau“ anfügte — letzteres in Uebereinstimmung mit Matth. 1, auch ferner mit der Erzählung bei Lukas, daß der Engel zu einer „Jungfrau“ gesandt worden sei.

Obgleich nun gerade Lukas als der historische unter den Evangelisten dasieht, ist doch die Auffassung hervorgetreten, hier sei von ihm ein Mythos aufgenommen. Alles Begeleitende bei Lukas trägt keinerlei mythisches Gepräge — wie solches noch eher für das erste Evangelium angenommen werden könnte, namentlich wegen der ihm eigentümlichen Erzählung von dem Sterne der Magier. Lukas hat geschrieben, nachdem er erst bei vielen zuvor geforscht hatte und zwar bei solchen, die von Anfang Augenzeugen und Diener des Wortes waren (Luk. 1, 1—4). Soll er das hier nicht gethan haben? Ist ihm hier nicht gar jene lauterer Augenzeugin und Dienerin des Wortes, die Mutter des Herrn selbst, die Quelle für seine Erzählung gewesen? (vgl. Luk. 2, 19. 51.)

Jesus Christus, „vom hl. Geiste empfangen, geboren aus Maria der Jungfrau“, das — und zwar nicht mythisch genommen — ist dann auch alle christlichen Zeiten hindurch das allgemein herrschende Glaubenswort gewesen: unser holdes Weihnachtswort, soweit es auf die leibliche Geburt von der jungfräulichen Mutter geht, — soweit es aber auf die dem vorgängige Empfängnis vom hl. Geiste geht, ein Wort, das der von Christus geforderten Wiedergeburt des Menschen als deren hehrster Anfang voraussetzt. (Fortsetzung folgt.)

Korrespondenzen und Berichte.

München. Der lange verstorbene badijche Hofrat Buß war ein Ultramontaner der schwärzesten Sorte, aber dabei von der größten Naivetät, sodaß er auch die geheimsten Gedanken preisgab, unter anderen über die letzten Ziele des Ultramontanismus in Deutschland, welche auf den Fall der Burg des Protestantismus und auf die Unschädlichmachung der Hohenzollern hinausgingen. Als vor einiger Zeit die Protestanten aus mündlichen Erinnerungen auf diese Aeußerungen zurückkamen, bestritten die Ultramontanen, denen natürlich ein solches Aufdecken ihrer Karten höchst unangenehm sein muß, daß Hofrat Buß je solche Aeußerungen gethan habe. Nun ist es aber Herrn Prof. Dr. Sell gelungen, die Beweis-

stellen aufzufinden. Und diese sind jetzt wörtlich in den kürzlich von ihm veröffentlichten Vorträgen über „Die Entwicklung der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert“ abgedruckt. Hier heißt es S. 73 f.:

„Ganz ungekehrt war auf der Katholikenversammlung 1851 eben nach dem Olmüzer Friedensschluß vom Präsidenten Buß als letzter Zweck derselben in Deutschland ausgesprochen worden, durch den Sieg über die Preußen müsse der Protestantismus zur Anerkennung der Kirche und des Papstes gezwungen werden. Steht unser Nadeßky in Berlin, so ist die Burg des Protestantismus gefallen. Das sei vorerst durch diesen Frieden vereitelt. Aber die Kirche rastet nicht, und mit den Mauerbrechern der Kirche werden wir diese Burg des Protestantismus langsam zerbröckeln müssen. Wir werden in den vorgehobenen norddeutschen Distrikten die zerstreuten Katholiken sammeln und mit Geldmitteln unterstützen, damit sie den Katholizismus erhalten und Pioniere nach vorwärts werden. Mit einem Netz von katholischen Vereinen werden wir den altprotestantischen Herd in Preußen von Osten und Westen umklammern und durch eine Anzahl von Klöstern diese Klammern besetzen und damit den Protestantismus erdrücken und die kath. Provinzen, die zur Schmach aller Katholiken der Mark Brandenburg zugehört worden sind, befreien und die Hohenzollern unschädlich machen.“ (Aus einer Rede des Ministers Falk 7. Mai 1875 bei Hahn, Geschichte des Kulturkampfes in Preußen, S. 187.)“

Münden. Das Vorgehen des Evangelischen Bundes gegen den preussischen Gesandten beim Vatikan wegen seiner Beteiligung an der ultramontanen Sonderfeier von Kaisers Geburtstag in Rom und der darauf erfolgte Beiseid des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes hat die Vereine und ihre Mitglieder naturgemäß sehr beschäftigt. Eine Anzahl Haupt- und Zweigvereine hat dem Vorsitzenden des Zentralvorstandes, Grafen von Wisingerode, den Dank für das Auftreten des Zentralvorstandes ausgesprochen und das Gelübde treuer Anhänglichkeit erneuert. Und nicht bloß Vereine des Evang. Bundes haben sich zustimmend ausgesprochen, auch andere Vereine oder Persönlichkeiten haben dem Zentralvorstand ihre volle Zustimmung und ihren freudigen Dank ausgesprochen, z. B. die Gladbacher Pfarrkonferenz.

Berlin. In dankenswerter Weise gibt die ultramontane „Schlesische Volksztg.“ über die nächsten Ziele der römischen Propaganda in der deutschen Reichshauptstadt Aufschluß. Nachdem das Blatt der Einweihung der Ludwigskirche gedacht hat, fährt es fort:

„Es ist indessen hervorzuheben, daß hiemit zur Abhilfe der eigentlichen Kirchennot nicht allzuviel erreicht ist. Die Kirchennot zeigt sich weniger im Westen, wo die Ludwigskirche liegt, als im Norden und Osten, wo dichtgedrängt die katholischen Arbeitermassen polnischen und deutschen Stammes wohnen. Trotzdem ist die Erbauung der Ludwigskirche ja hocherfreulich, denn im Westen fängt jetzt die Bebauung im großen Stile an. Nach zehn Jahren hätten wir dort also doch eine Kirche bauen müssen, nur wäre dann der Bau unendlich viel teurer gekommen. . . . Die weitere Entwicklung der Stadt im Westen können wir also vorläufig ruhig an uns herankommen lassen; desto mehr muß jetzt im Osten geschehen. Es ist erfreulich, daß der unermüdliche Generalsekretär der Arbeitervereine Dr. Hille jetzt ein Antoniuskirchlein baut, aber nicht nur mehr Gotteshäuser sind erforderlich, sondern speziell auch eine weitere Zerlegung der Gemeinden. Ganz besonders dringlich erscheint diese Aufgabe in der Riesengemeinde St. Michael, wo annähernd 40 000 Menschen als Quasiparodie um eine Kirche flattern. . . . In Kreisen der Gemeindeglieder neigt man vielfach der Ansicht zu, daß es am besten wäre, sofort eine Dreiteilung der St. Michaels-gemeinde vorzunehmen. Außer dieser Gemeinde bedarf aber auch die St. Pius-gemeinde, deren neue Kirche erst vor ein paar Jahren eingeweiht worden ist, der Teilung, und ebenso sollte man nur gleich die Herz-Jesugemeinde teilen, obgleich

ihre Kirche noch nicht einmal fertig ist. Die abgetrennte Hälfte der Gemeinde könnte sich dann gleich eine Notkirche bauen. Im Zusammenhange mit der sehr aktuellen Teilungsfrage der Östgemeinden steht natürlich die Vermehrung der geistlichen Kräfte, welche ebenfalls im Osten besonders dringlich erscheint. Immer lauter treten die Wünsche der Gemeindeglieder nach Gestattung einer Ordensniederlassung hervor, obgleich in einer Weltstadt wie Berlin ja Weltgeistliche insofern auch ihre Vorzüge haben, als sie sich mehr an der hier so dringend notwendigen Vereinschätigkeit beteiligen können. Jedenfalls haben aber die bisherigen Erfahrungen gelehrt, daß Weltgeistliche nicht in genügender Zahl zu beschaffen sind und so wird nichts weiter übrig bleiben, als auf Gestattung einer Ordensniederlassung hinzuwirken.“

Inzwischen hat die Grundsteinlegung der „Herz-Jesu-Kirche“ in der Fehrbellinerstraße stattgefunden. In Nizdorf bei Berlin ist die Rosenkranz-Kirche eingeweiht worden. Die „Germania“ berichtet triumphierend:

„Bei der Einweihung waren alle katholischen Gemeinden durch Abordnungen vertreten und unsere Vereine waren so zahlreich wie kaum je zuvor mit ihren farbenprächtigen Fahnen und Bannern zur Feier erschienen, die bei der Bewohnerschaft Nizdorfs, die in dichten Reihen die Bürgersteige der Straßen, welche der Festzug durchschritt, besetzt hielten, großes Aufsehen erregte. Der Festzug war in der That so großartig, wie ihn Nizdorf kaum je zuvor gesehen haben dürfte.“

Wir wollen hier nur die Vereine aufzählen, die im Zug sich befanden: Der Jungfrauenverein St. Agnes, der Moysesverein von St. Michael, der Arbeiterverein Nizdorf vollständig, die Bruderschaft vom hl. Altarsakrament, der Michaelverein Kummelsburg, der gesellige Verein Konfordia, der Arbeiterverein Charlottenburg, der Winfried-, Unitas-, Matthias- und Josefverein (Steglich), der Arbeiterverein Pius, die Konfordia, geselliger Verein katholischer Kaufleute, der Josefverein der Matthiasgemeinde, der gesellige Paulus- und Piusverein, der Arbeiter- und gesellige Verein St. Sebastian, der Arbeiterverein Reinickendorf, der Johannesverein, der Militärverein Mauritius, der Gesellenverein, die Arbeitervereine St. Michael, Köpenick, Weißensee, Südwest und Norden, der Bonifatiusverein, der Meinrad- und Meisterverein, der Gesellenverein Charlottenburg, der Leoverein Friedrichsberg und der Ursulaverein. Man sieht: die römische Kirche arbeitet rührig auf dem märkischen Sande und sucht den Berliner, die immer dabei sind, „wo etwas los ist“, nach Kräften zu imponieren. Inzwischen ist zu den vorhandenen Kirchen noch eine neue gekommen, die Elisabethkapelle des Arafistites in der Graunstraße. Für den Bau weiterer Kirchen wird eifrig von der gesammelten ultramontanen Presse Deutschlands gesammelt.

Kattowiz. Beim Abbruch der alten baufälligen altkatholischen Kirche fanden sich zwei sogenannte Altaria portatilia (tragbare Altäre) mit Reliquien von 4 Heiligen. Diese Reliquientafeln, mit den Weihenurkunden der Breslauer Weihbischöfe Vogedain und Wlodarski aus den Jahren 1851 und 1861 versehen, hatte im Jahre 1871, als diese Kirche seitens des römischen Kirchenvorstandes an die altkath. Gemeinde zum Abbruch verkauft wurde, der damalige Curatus, jetzige Erzpriester Herr Schmidt in Kattowiz zu bergen vergessen. Pfarrrer Müller erstattete, nach dem altk. Volksbl., über den gemachten Fund Bericht an den Herrn Bischof Dr. Weber mit der Bitte um Angabe, was mit den Reliquien geschehen solle. Herr Bischof Dr. Weber erteilte dem Pfarrrer die Weisung, die Reliquien dem fürstbischöflichen Stuhle zu Breslau, von wo sie stammen, unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Pfarrrer Müller kam dieser Weisung nach und stellte die Reliquien in einem Schreiben vom 25. März dem Herrn Kardinal Kopp zu Breslau zur Verfügung. Der Kardinal hat von dem Anerbieten Gebrauch gemacht und das hiesige römisch-katholische Pfarramt beauftragt, die Reliquien beim Pfarrrer

Müller abholen zu lassen. Am 30. März händigte letzterer auf Grund eines höflichen Schreibens des hiesigen römischen Pfarramts die beiden Reliquiensteine aus.

Schweiz. Dem Bischof Herzog sind von Gebern, die nicht genannt sein wollen, zur Aufzucht des theologischen Stipendienfonds die Summe von 10 000 Frks. übergeben worden. Derselbe hat die Schenkung im Einverständnis mit den edlen Donatoren der Bernischen Erziehungsdirektion als Beitrag an den hiesigen, unter staatlicher Aufsicht verwalteten Stipendienfonds der christkatholischen theologischen Fakultät übergeben. — In Basel spendete am Palmsonntag der Herr Bischof 135 Kindern das Sakrament der Firmung. Um halb acht Uhr fand Morgengottesdienst mit Gemeinde-Buß- und Kommunionandacht statt. Um halb zehn Uhr begann der Festgottesdienst in der imposanten, dicht besetzten Predigerkirche. Der Herr Bischof predigte auf Grund des Tagesevangeliums über das Kommen und Wohnen des Herrn in der Gemeinschaft der Gläubigen. Der Gottesdienst wurde verschönert durch Chor- und Gemeindegesänge. Ein einfaches Mittagmahl, gewürzt durch freundliche Reden, vereinigte Kirchenvorstand und Gemeindeglieder um den lieben Gast.

Schweiz. Der „Köln. Ztg.“ wird aus Bern, 2. April, geschrieben: Aus verschiedenen katholischen Kantonen kamen seit einiger Zeit Warnungsrufe der dortigen fortschrittlichen Minderheiten gegen das Wiedererwachen ultramontaner Unduldsamkeit und eine außergewöhnliche Rührigkeit der römischen Geistlichkeit. Mehrere zur allgemeinen Kenntnis gelangte Vorgänge beschäftigten die an Ort und Stelle gemachten Wahrnehmungen, denen man in der übrigen Schweiz anfänglich keine große Beachtung geschenkt hatte. In Wallis wird offen gegen den Protestantismus gepredigt, gegen den sich sogar der neueste Hirtenbrief richtet. In Genf, in Tessin und in Freiburg das gleiche Vorkommen. In letztem Kanton wurde neulich wieder einem dort verstorbenen Protestanten eine anständige Beerdigung verweigert. In Schwyz bot der Bischof bei einer Verfassungsabstimmung den ganzen Klerus auf zur Bekämpfung der Vorlage. Ein ultramontanes Blatt der Westschweiz, die „Liberté“, ruft die Gläubigen zur Sammlung und, da seine Partei bei rein materiellen und rein politischen Angelegenheiten fortwährend unterliege, zur Fortsetzung des Kampfes auf dem Boden der konfessionellen Fragen. In gleichem Sinne schreibt ein Blatt im Berner Jura. Es läge nahe, diese Bewegung, an der nicht zu zweifeln ist und deren einzelne Erscheinungen offenbar zusammenhängen, mit gewissen Vorgängen im Auslande in Verbindung zu bringen, allein es mag zur Zeit genügen, auf dieselbe bei Zeiten hingewiesen zu haben als auf einen Beweis, wie wenig tief in unserm sonst aufgeklärten Ländchen die Art des konfessionellen Krieges vergraben ist.

Aus Holland. Ende Februar beging der Geistliche der Gemeinde Egmond aan Zee, Herr van Greuningen, unter vielseitiger Teilnahme sein 40 jähriges Priesterjubiläum. In zwei Jahren wird er auch seine 40 jährige Thätigkeit als Pfarrer der dortigen altkatholischen Gemeinde feiern. Sein Vorgänger Glasberger begann seine Wirksamkeit in Egmond aan Zee vor 100 Jahren, 1798, so daß dajelbst innerhalb eines Jahrhunderts nur zwei Pfarrer gewirkt haben. — Auf der Insel Nordstrand feierte am 20. März der Küster der altkathol. Gemeinde, Herr Klausen, sein 50 jähriges Küsterjubiläum. Der Herr Pfarrer richtete an den Jubilar, der von vielen Seiten Zeichen freudiger Teilnahme erhielt, in der festlich geschmückten Kirche eine herzliche Ansprache im Anschluß an Psalm 134. Der Jubilar, welcher sein Amt an der Kirche in Nordstrand unter vier Pfarrern verwaltet hat, erhielt das allgemeine Ehrenzeichen mit der Zahl 50. (Mit. Volksbl.)

Italien. Für die Evangelisation Italiens arbeitet neben den vielgenannten Waldensern „die Evangelische Kirche Italiens“, eine Kirchengemeinschaft von 30 Kirchengemeinden, die sich im Jahre 1870 zu Mailand als „Freie christliche

Kirche in Italien“ mit Bekenntnis und Verfassung durchaus biblisch-gesunden Inhaltes der römischen Kirche, aus der sie meist durch Bibellesen hervorgegangen waren, gegenüberstellte. Als im Jahre 1885 die gerade von dieser Kirchengemeinschaft angeregte und einstimmig angenommene Vereinigung mit den Waldensern zu einem gemeinsamen Kirchkörper von den Waldensern abgelehnt wurde, nahm diese Kirchengemeinschaft den Namen „Evangelische Kirche Italiens“ für sich allein an, weil die Gegner den früheren Namen zum öfteren geflüchtig rationalistisch auslegten, um die junge Kirche, namentlich im Auslande, um ihren guten Ruf zu bringen. Als „Evangelische Kirche Italiens“ hat sie denn auch im Jahre 1891 durch königliches Dekret die offizielle Anerkennung des Staates unter Verleihung der Rechte einer juristischen Person gefunden. Die aufsehenerregende evangelische Bewegung im Vallesia (südlich vom Monte Rosa in der Provinz Piemont) und Valsoana, die im Jahre 1896 ein Duzend Ortschaften zum größten Teil sich für das Evangelium erklären ließ, hat lediglich ihren Grund in der Arbeit der „Evangelischen Kirche Italiens“. Zu den genannten 30 Muttergemeinden kommen noch 47 Tochtergemeinden, die in zehn Synoden: Piemont, Ligurien, Lombardien, Venetien, Emilia, Toskana, Rom, Neapel, Apulien und Sizilien eingeteilt sind. An der Spitze steht ein von der jährlichen Generalversammlung gewähltes Evangelisationskomitee, welches die Leitung des Ganzen in der Hand hat und der Generalversammlung Rechenenschaft von seinem Thun ablegt. Gegenwärtig gehören ca. 2000 Glieder (Kommunikanten) zu dieser Kirche. Eine „theologische Schule“, welche von 1878—1890 in Rom bestand, ist seit 1895 in Florenz eingerichtet unter dem Namen „Kursus vorbereitender Studien für das heilige Amt“. Zur Errichtung eines theologischen Konvikts fehlen leider die Mittel. Bei der großartigen Jubiläumsfeier am 20. September 1896 in Rom hatte die „Evangelische Kirche Italiens“ nicht bloß einen Ehrenplatz im Festzuge, sondern war die einzige evangelische Kirchengemeinschaft, deren Vertreter von dem Könige von Italien in offizieller Audienz empfangen wurden und eine Ergebenheitsadresse überreichen durften, welche an der Spitze eine nach allen Seiten Lichtstrahlen ausstrahlende Bibel mit dem Wahlsprüche der Kirche: „Wahrheit in Liebe“ zeigte.

K. K.

Gr. Spanien. Von der in Spanien herrschenden religiösen Unduldsamkeit gibt folgender Appell eine Probe, welchen die in Valencia erscheinende „Antorcha Valencina“ an den zuständigen Richter richtet und welcher beweist, daß in dem gelobten Lande der Inquisition doch noch nicht aller Sinn für Recht und Billigkeit erstorben ist: „Herr Richter! In der Calatravastroße wurde vorigen Sonntag ein Verbrechen begangen, das unbedingt geüht werden muß. Dort befindet sich ein evangelischer Versaal, wo die Befenner der protestantischen Konfession friedlich sich vereinigen, um ihre Gottesdienste zu feiern, ohne jemand zu nahe zu treten. Fanatische Haufen von Katholiken sind nun schon verschiedentlich in jene evangelische Kapelle eingedrungen, haben sie entweiht und die versammelten Gläubigen insultiert. Am Sonntag aber überstieg der Skandal alles Dagewesene. Zehn oder zwölf katholische Sakristane stürmten herein und begannen einen Lärm zu vollführen, als ob sie sich in einer Kneipe befänden, sodas die Evangelischen sich gezwungen sahen, ihren Gottesdienst zu unterbrechen, und der Prediger die Kanzel verlassen mußte. Dies geschah vormittags. Während des Abendgottesdienstes kamen drei oder vier von den Störenfriedern wieder, während die übrigen an der Thür blieben und jenen den Rücken deckten. Neues Getümmel. Anständige Leute, welche draußen vorbeipassierten, schlugen sich auf die Seite der so schändlich angegriffenen Protestanten und zwangen die Tumultuanten, das Feld zu räumen. Die aber, feig und roh zugleich, ließen zu guterlezt noch eine Rakete los, wodurch den in großer Zahl anwesenden Frauen kein

gelinder Schrecken eingejagt wurde. Von Polizei war natürlich bei dem ganzen traurigen für unsere 'Verteidiger des apostolisch-katholischen Glaubens' recht charakteristischen Vorkommnis weit und breit keine Spur zu erblicken. Herr Richter! Es handelt sich um ein Verbrechen gegen § 239 des Strafgesetzbuches. Man hat bisher nicht gehört, daß Strafverfolgung gegen die Verüber des schändlichen Tumults eingeleitet wurde. Dagegen ist das Gericht sogleich bei der Hand, diejenigen zur Verantwortung zu ziehen, welche etwa vor einer vorüberziehenden Prozession nicht das Haupt entblößen. Die Presse des Auslandes wird von solchen Dingen Notiz nehmen, wird unsere katholischen Fanatiker mit Muhammedanern und Türken vergleichen. — Herr Richter! Wir erlauben uns ergebenst um Aufklärung zu bitten, warum bisher nicht eingeschritten wurde, und ob dies noch geschehen wird. Wir gestatten uns auch die Anfrage, ob in Spanien ein zweifaches Gesetz gilt, eins für Katholiken, eins für Protestanten."

Griechenland. Herr Professor Kyriakos hat in der in Athen erscheinenden angesehenen Zeitung „Neologos“ einen ausführlichen Bericht über den Wiener Altkatholikenkongress erschienen lassen und zwar auf Grund des einschlägigen Berichtes im 21. Hefte der internationalen theologischen Zeitschrift. Hieron nimmt nun diese letztere in ihrem neuesten Hefte Notiz und führt aus dem Schlußwort des Herrn Prof. Kyriakos folgende Gedanken an: Er (Kyriakos) habe den vorausgehenden ausführlichen Bericht mitgeteilt, weil er wisse, daß die Leser des „Neologos“ in Griechenland und im griechischen Orient denselben mit Interesse lesen werden, gemäß der lebendigen Sympathie, welche die altkatholische Bewegung bei ihnen genießt. Das schöne Schreiben des ökumenischen Patriarchen Konstantinos an den Altkatholikenkongress, in welchem er das Werk der Altkatholiken segnete und seine Wünsche für dessen geistlichen Fortschritt ansprach, drückte die Gefühle aus, die fast alle orthodoxe Orientalen für die Altkatholiken hegen. Es sei auch gar nicht anders möglich, als daß dieselben mit den Altkatholiken sympathisieren. Die ganze Stellung der Altkatholiken, alles was sie bis jetzt gethan haben und was sie erstreben, die Ursache ihrer Separation und ihre Stellung den neuen vatikanischen Dogmen gegenüber, ihre Uebereinstimmung in Lehre, Verfassung, Kultus und Disciplin mit den Normen der alten Kirche, alles dieses könne ihnen nur die Sympathie der Orientalen erwerben. Entsprechend ihren sonstigen Prinzipien haben sie auch von Anfang an die Herstellung der kirchlichen Union zwischen der eigenen und der orientalischen orthodoxen Kirche gesucht, während sie aber auch mit den anderen Kirchen, entsprechend dem Grundsatz: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas, wenigstens freundliche Beziehungen zu unterhalten suchten. Diesem Bestreben, die Versöhnung und den Frieden unter den Christen zu befördern, dienen auch die internationalen Kongresse, wie desgleichen auch die Herausgabe der Revue internationale de Theologie. „Ist es — fährt Herr Prof. Kyriakos dann fort — angesichts aller dieser Dinge möglich, daß ein orthodoxer Christ gleichgültig bleibe gegen die Altkatholiken? Ist es möglich, daß er nicht mit ihnen sympathisiere, daß er nicht Gott anflehe, ihre Kämpfe zu segnen, daß er nicht die Erreichung der von ihnen angestrebten, Gott wohlgefälligen Ziele wünsche? Gewiß müssen der offiziellen kirchlichen Union der Orientalen und der Altkatholiken noch manche weitere Verhandlungen vorangehen. Das hindert aber nicht, daß wir die Altkatholiken schon jetzt als die unserem Glauben am nächsten verwandten Brüder betrachten, weil sie in den Grundlagen und im Wesentlichen mit uns übereinstimmen. Orthodoxe und Altkatholiken stehen wir auf demselben Boden, d. h. auf dem Grund der Bestimmungen der sieben ökumenischen Konzilien und der übereinstimmenden Lehre der Väter der neun ersten Jahrhunderte, oder der alten Tradition, also auf dem Prinzip: quod semper, quod ubique,

quod ab omnibus creditum est. Die Altkatholiken sollen überzeugt sein, daß sowohl in Griechenland als im ganzen orthodoxen Orient die Orthodoxen die freundlichsten Gefühle für sie hegen, daß wir schon jetzt, wenn wir auch noch nicht eine Kirche ausmachen, gleichwohl mit ihnen durch die Bande brüderlicher Liebe verbunden sind, und daß, indem wir sie zu ihrem in Wien so glänzend durchgeführten letzten Kongress beglückwünschen, wir von Herzen die besten Wünsche hegen für die Fortsetzung dieser ihrer Thätigkeit, für ihr Starksein im Kampf gegen den Papismus und für das Gedeihen ihrer Kirchen, für die rasche Erreichung der Union zwischen unseren Kirchen wie für die von ihnen angestrebte Herbeiführung des Friedens und der Eintracht zwischen den Anhängern aller der verschiedenen christlichen Kirchen. Möge ihnen Gott in allen diesen Dingen Helfer sein!"

Litteratur.

(Ein neues Flugblatt des Evangelischen Bundes.) Auf vielfach aus dem Schoße der Vereine geäußerte Wünsche ist der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes im vorigen Jahre daran gegangen, kurze, gemeinverständliche und billige Flugblätter herauszugeben. Bisher erschienen folgende vier: „Die Canisiusfeier in Freiburg“, „Der Diana-Baughan-Schwindel“, „Die geistige Minderwertigkeit des Ultramontanismus“ und endlich vor kurzem „Die Lehren des Syllabus“ (Leipzig, C. Braun, Preis für 1—100 Expl. 1 Pfg. pro Stück, 100—500 Expl. 80 Pfg. pro Hundert, 500—1000 Expl. 70 Pfg. pro Hundert, je 1000 Expl. auf einmal bezogen 6 Mk.) In diesem Flugblatt werden zunächst kurz und schlagend die Lehren des Syllabus beleuchtet. Bei der vielfach vorhandenen Unkenntnis derselben ist die hier gegebene kurze Aufklärung sehr dankenswert. Zu erstem Nachdenken stimmt der Schluß: „Wie einst die Bauern 12 Artikel auf ihre Fahne geschrieben haben, so hat Pius IX. im Syllabus seinen Streibern eine Sturmflagge mit 80 Artikeln verliehen; sie fordern die Unterwerfung des gesamten staatlichen und bürgerlichen Lebens in allen seinen Regungen unter den römischen Oberpriester. Vieles ist schon erobert; anderes wird folgen; keine Forderung wird vergessen oder aufgegeben. Daß um der schlechten Zeiten willen diese oder jene Forderung zurückgestellt wird, darf uns nicht irre machen. Rom kann warten, aber nicht vergessen. Darum dürfen wir nicht 'Friede!' rufen, wo offener Eroberungskrieg uns bedroht. Wir müssen die Augen offen und das Schwert blank halten; und wir müssen den berufenen Wächtern Arm und Auge stärken, damit nicht unsere gesamte nationale Kultur und Geistesbildung in Schutt und Asche sinke. Denn der römische Papst kann und darf sich mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Bildung niemals verjöhnen noch vertragen“ (Nr. 80 des Syllabus.)"

Einladung.

Am 26. Januar dieses Jahres waren es 25 Jahre, daß der erste altkatholische Gottesdienst in Offenbach gefeiert worden ist. Auf Veranlassung unseres hochw. Herrn Bischofs Dr. Weber haben wir die Gedächtnisfeier an diesen bedeutenden Tag auf Sonntag, den 24. April, verlegt. Wir beehren uns unsere Glaubensgenossen und Freunde nah und fern, zumal in den Nachbargemeinden, hierzu freundlich einzuladen.

Das Festprogramm ist folgendes:

1. Festgottesdienst 8 Uhr früh in der Stadtkirche mit Festpredigt unseres hochw. Herrn Bischofs Dr. Weber.

2. Gemeinschaftliches Mittagessen für Damen und Herren, mittags 1 Uhr im Saale des evangel. Vereinshauses. Für Offenbach zirkuliert eine Liste zum Einzeichnen. Auswärtige Gäste belieben Anmeldungen rechtzeitig an Pfarrer Steinwachs zu richten.

3. Festversammlung, abends 7 Uhr, im großen Saale des evangel. Vereinshauses mit Ansprachen und reichem Programm.

Der Kirchenvorstand.

Deutscher Merkur.

Vierteljährlicher Preis bei der Post:
2 Mark
Postzeitungskatalog Nr. 1892.
bei den Expeditionen
in Köln und München:
1 Mark 60 Pf.
Einzeln Nummern à 15 Pf.
Inserate die gebaltene Zeitspalt 25 Pf.
Soweit sie dem Inhalte des Blattes angemessen sind.

Organ

für

katholische Reformbewegung.

Redaktion:
München, Jungfernbühlstraße 2
Haupt-Expedition: München
Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei
von Dr. G. Wolf & Sohn.
Exped. für Köln und Deutz, Paul Reubner
Buch- und Kunsthandlung, Köln, Hohestr. 81

Inhalt. Der falsche Mysticismus unserer Zeit — ein Werk des Ultramontanismus. — Friedensglossen zum Aboothismus II (Fortf.) — Die Vernichtung der katholisch-theologischen Fakultät in Gießen (Fortf.) — Korrespondenzen und Berichte: Württemberg (Rezeptionsgesetz). — Vom Rhein (Bekehrungsversuche am Sterbebette). — Berlin (Privatdozentenvorlage). — Ungarn (Merikale Partei). — Aus Italien (Don P. Miraglia). — Frankreich (Lage des Protestantismus). — Petersburg (Uebertritt hro-chaldäischer Gemeinden). — Schweden (Strafbestimmungen gegen Eingriffe in die Freiheit der Mißchenrichtlichen). — England (Nationalkoncil der „Free Church Federation“). — Nordamerika (Billette). — Mißjelle (Aberglauben in Berlin). — Bekanntmachung der alt Gemeinde Kattowitz.

Der falsche Mysticismus unserer Zeit — ein Werk des Ultramontanismus.

„Der falsche Mysticismus — eine Zeitkrankheit“ — unter dieser Ueberschrift hat die „Kölnische Volkszeitung“ in ihrer Nr. 158 vom 2. März einen Leitartikel veröffentlicht, der sich an den dritten Teil der Schrift des Jesuiten H. Gruber (Hildebrand Gerber): „Leo Taxils Palladismus-Roman“ anschließt. Die „Kölnische Volkszeitung“ benutzt die Gelegenheit, um mit dem genannten Jesuiten die Katholiken, die sich durch die gläubige Aufnahme, die begeisterte Verteidigung und die eifrige Ausnützung der angeblichen Offenbarungen des ungeheuerlichen Schwindels gegen Andersdenkende so unsterblich lächerlich gemacht haben, zu „erster Selbstprüfung“, zu „höherer geistiger Bethätigung besonders auf dem wissenschaftlichen Gebiete“, zu „philosophischer Durchdringung der Forschungs-Ergebnisse“ aufzufordern und vor „handwerksmäßiger, routinenhafter Anti-Freimaurerkritik“, vor „Einseitigkeiten und Uebertreibungen auf dem Gebiete der Frömmigkeit“, vor „gewissen Auswüchsen erbaulicher Volkslitteratur“, und vor dem „Ausschlagen kirchlicher Gejunung in unverständigen Zelotismus und eigensinnigen Konservatismus“ zu warnen. Die „Köln. Volkszeitung“ meint zum Schluß, wenn die von dem Jesuiten Gruber gepredigten Wahrheiten „in den weitesten Kreisen, auch im Klerus, auch in Deutschland“ beherzigt würden, „dann werde auch im Taxilischen Teufelschwindel die unablässig der Kirche entgegenwirkende Macht, die stets das Böse will, thätlich das Gute geschaffen haben“.

Den guten Willen der „Köln. Volkszeitung“ in allen Ehren! Aber sie wird keinen Einsichtigen glauben machen können, daß sie ihre bezüglich der weitesten Kreise der Katholiken und namentlich bezüglich des Klerus ausgesprochenen Hoffnungen für besonders begründet hält, noch viel weniger wird sie einen Kenner der Verhältnisse dazu vermögen, sich ähnlichen, durchaus eiteln Hoffnungen hinzugeben. Besteht sie doch selbst in ihrem Artikel: „Es gibt Leute genug, die aus den gotteslästerlichen Hanswürstereien der Firma Taxil u. Co. trotzdem und alledein noch einen tüchtigen Brocken retten möchten und eusig nach einem Ersatz für die Satanismen der Mémoires d'une expalladiste suchen. Wie die „Köln. Volksztg“ sehr richtig bemerkt, „war Taxils Erfolg nur dadurch möglich, daß gebildete Leute, auch solche, an deren persönlicher Integrität nicht zu zweifeln ist, ihm die Wege ebneten“. Der „auf allen Verstand verzichtende mystische Dusek“, jene Geistesrichtung, „deren Träger ohne Beschäftigung mit allerhand mehr oder minder abgeschmackten, mindestens gänzlich unbegreiflichen Wundern, „Prophezeiungen“, „Heilungen“, „Gebetserhörungen“ und „Erscheinungen“ nament-

lich des Teufels, sich anscheinend nicht wohl befinden“, wird eben von einer Macht gepflegt, gegen die auch die „Köln. Volkszeitung“ nicht ernsthaft anzukämpfen wagt, und das auch nicht kann, ohne sich selbst aufzugeben. Diese Macht aber ist der Ultramontanismus.

Als es beim Beginn des sogenannten Kulturkampfes für die Verfechter der Interessen und der Macht der kirchlichen Hierarchie galt, den Maßnahmen und Forderungen der Staatsgewalt gegenüber das ganze „katholische Volk“ mobil zu machen und den Gegnern als gewaltigen, fest geschlossenen, aufs höchste fanatisierten und darum auch höchst gefährlichen Heerbann entgegenzuwerfen, da wurden seitens des Klerus und der mit ihm verbündeten, gerade damals üppig ins Kraut schießenden ultramontanen und insbesondere der sogenannten Kaplanpresse aus den Archiven der Kirche und der katholischen „Wissenschaft“ alle jene Waffen hervorgeholt, deren Gebrauch die „Zeitkrankheit“ des „falschen Mysticismus“ naturnotwendig erzeugen und zu der jetzigen Höhe ausbilden mußte.

Tag für Tag konnte damals das katholische Volk in seinen „Zeitungen“, in „populären Schriften“ und Flugblättern aller Art lesen, und von der Kanzel herab wurde es ihm verkündigt, der Kulturkampf sei das Werk der im Bunde mit dem Teufel stehenden Freimaurer und deren Ziel kein anderes, als die Vernichtung der katholischen Kirche und die Ausrottung des Glaubens an Gott. Wer sich dem ultramontanen Machtgebot nicht unbedingt und in jeder Hinsicht unterwarf und mit den ultramontanen Heerführern durch Dick und Dünn ging, der wurde als „liberal“ gebrandmarkt und wenn dieses Brandmal aufgedrückt worden, der galt in den Augen des „gläubigen Volkes“, ganz im Sinne seiner Lehrer und Führer, nicht nur als ein ungläubiger, sondern auch als ein gottloser und sittlich verworfener Mensch. Traf solch einen Mann oder einen seiner Angehörigen ein Unglück, wurde ein Mitglied einer solchen Familie von schweren Leiden heimgesucht oder von jähem Tode hinweggerafft, dann vermaßen sich die Redakteure der ultramontanen Blättchen und die Geistlichen auf der Kanzel, den Ratschluß Gottes zu durchschauen und den erschreckten Gläubigen zu zeigen, wie die strafende Hand Gottes, der „seiner nicht spotten lasse“, hier gewaltet habe. Ganze Sammlungen von „Strafgerichten Gottes“, und „merkwürdigen Todesarten“, der Profan- und Kirchengeschichte wie dem täglichen Leben entnommen, erschienen, um zu beweisen, wie die Rache des Himmels schon hier auf Erden alle getroffen, die es gewagt, die Kirche und die Geistlichkeit zu „verfolgen“. Ein wahrer Hohn auf Christi Wort: „Nichtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.“

Dagegen sollte sich nach kirchlicher Ansicht die Hilfe des Himmels namentlich in den zahlreichen Muttergottes-Erschei-

nungen beweisen. Es ist ja außer allem Zweifel, daß wir heute, wenn nicht die Staatsgewalt eingegriffen, in Marpingen ein deutsches Lourdes haben würden. Der Schreiber dieser Zeilen kennt fromme katholische Frauen, die noch heute nach den Angaben der „Marienfinder“ in grellen Farben ausgeführte Abbildungen der Muttergottes von Marpingen, wie sie damals massenhaft unter dem leichtgläubigen Volke verbreitet wurden, voll heiliger Scheu aufbewahren. Das Beispiel von Marpingen reizte bald zur Nachahmung an den verschiedensten Orten; sogar in mit Wasser gefüllten Flaschen zeigte sich die Muttergottes, und das herbeiströmende Volk lag davor auf den Knien und staunte das „Wunder“ an. — Nicht minder wirkte Louise Lateau, die Stigmatisierte von Bois d'Haines, zu der die katholischen Gelehrten und Theologen in Scharen hinstürzten, um sich im Glauben zu stärken; und auch hier fehlte es nicht an bald verunglückten Konkurrenz auf deutschem Boden. Zu alledem kam dann der „Aufschwung des kirchlichen Lebens“, der sich in Bruderschaften und Kongregationen, in Meszbündnissen und Gebetsvereinen, im Tragen von Stapulieren und wanderthätigen Medaillen, in Missionen und Exerzitien, in Wallfahrten mit mancherlei Wundergeschichten, in der Ausbreitung des dritten Ordens für Laien und anderen Unternehmungen ähnlicher Art äußerte.

Ein nicht zu unterschätzender Faktor zur Erzeugung des jetzt beklagten Reintats ist dann die von den „Vertlegern des Apostolischen Stuhles“ fabrizierte und verbreitete „Erbauungslitteratur“. Man denke an die zahllosen „Leben der Heiligen“, in denen die Erscheinungen des Teufels in den todendsten wie in den widerwärtigsten Gestalten und die wahnmüßigsten und unsäglichsten Drangsale, die er den von ihm Versuchten bereitet, eine stehende Rubrik bilden. Man denke an die sogenannten „Armenseelenbücher“, in denen die ungläublichsten Dinge über die Erscheinungen der Geister der Verstorbenen, über ihre Klagen betreffs der Uriage, der Art und Größe ihrer Leiden im Fegfeuer und die Kraft der Fürbitte oder anderer guten Werke bei den noch auf Erden Wandelnden zu lesen sind. Man denke an die „Offenbarungen“ einer Katharina von Emmerich und anderer „gottseligen“ Personen. Man denke endlich an die unzähligen Traktate, in denen bald dieses bald jenes wunderthätige Mittel, bald diese bald jene Andachtsübung empfohlen wird. Und wo die eigene Phantasie und Belesenheit nicht ausreicht, um „zweckentsprechende“ und „gesuchte“ geistige Nahrung für das „gläubige“ Volk zu bereiten, da müssen Frankreich und Belgien, Italien und Spanien in Uebersetzungen ihre reichen Schätze darbieten.

Es gehört ein guter Fond geistiger Kraft dazu, wenn jemand, der von Jugend auf in diesem Wunder- und Irrgarten umhergeführt worden, mit gesunden Sinnen wieder herauskommen soll. Das Heer der Schwärmer und der geistig Schwachen und namentlich die Frauen finden überhaupt den Ausgang nicht mehr. — Und weder der katholische Klerus noch der sogenannte Geschäftskatholizismus wird jemals ernstlich daran denken, dem so großgezogenen „falschen“ Mysticismus die Adern zu unterbinden. Macht und Gewinn sind vielmehr zwei Triebfedern, welche die furchtbare Namage des Taxil-Schwinds bald vergessen machen und dem Geschäft immer wieder zu neuer Blüte verhelfen werden. Die heute in der leitenden klerikalen Presse verlangte Selbstprüfung ist die Folge der rastlosen Aufklärungsarbeit des nationalen Liberalismus. Seine Aufgabe ist jetzt naturgemäß dahin zu drängen, daß der Selbstprüfung eine wirkliche und dauernde Besserung folgt. Sonst ist sie schlechterdings undenkbar; denn die Geschichte des Ultramontanismus führt jeden, auch den blödesten Optimisten zu der Erkenntnis, daß es in der That Mächte gibt, welche den Fortschritt der Menschheit zu tadeln vermögen. (Rh. K.)

Friedensglossen zum Apostolikum.

II. (Fortsetzung.)

Hätte denn etwa Christus anders empfangen und geboren werden können? Er jener, „der da kommen sollte“, mußte nach Eintritt des menschlichen Sündenfalles kommen, um zunächst unser Erlöser zu werden. Hierzu aber mußte er selbst der Reine sein. Zwar heißt es von ihm, daß er sich „zum Lösegeld gegeben für alle“ (1 Tim 2, 6), doch kann dies „alle“ nur verstanden werden im Sinne von „alle andern Menschen“; wenn es auch für ihn selbst noch des Lösegeldes bedurft hätte, wie sollte da seine Hingabe über ihn selbst hinaus so groß gewirkt haben? Er mußte das Sühnopfer für alle andern bringen als ihr Hohepriester, der selbst „heilig, lauter, unbefleckt, abge sondert von den Sündern“ (Hebr. 7, 26 f., vgl. Joh. 8, 46). So von den Sündern abge sondert wäre er doch nicht gewesen, wenn er leiblich organisch gekommen wäre durch eine Erzeugung von Mann und Weib. Würde er da nicht selbst unter die Erbsünde getreten sein? Denn durch die Abstammung von dem ersten Paare je bei Erzeugung durch ein gleich verbundenes späteres Paar, durch solche an sich freilich nicht sündige Erzeugung „aus Blut, aus Fleische und Mannes Willen“ (Joh 1, 13), und nicht bei noch fernern Erfordernisse eigenen Sündigens ist die Erbsünde das große allgemeine Uebel erbe. Würde ferner, da dieses Uebel erbe die Notwendigkeit des Todesendens einschließt (Röm. 5, 12. Hebr. 9, 27), der Herr nicht haben sterben müssen? Aber erst durch sein freiwilliges Sterben vollendete er die Erlösung (Joh. 10, 17 f.).

Anderseits mußte er, um unser Erlöser zu werden, in unser Geschlecht eintreten, „geboren werden vom Weibe“ (Gal. 4, 4). Zwar nahm er dadurch auch unsern Leib, den „Knechtsleib“ an, der der menschliche Leib infolge der ersten Sünde geworden ist, aber als selbst sich erniedrigend (Phil. 2, 7 f.); und so eben ward er das „unbeflechte, tadellose Lamm, um unsere Sünden mit seinem Leibe auf das Holz hinaufzutragen“ (1 Petr. 1, 19, 2, 24). Demnach war beides, Empfängnis vom hl. Geiste ohne Mann und Geburt von Maria der Jungfrau, schon unserer Erlösung wegen erfordert.

Ueber solchen Glauben, zumal mit solchen weiteren Erwägungen, spottet heute eine Menge derer, die von Christus abgewandt dem Veruche einer monistischen Erklärung der Welt huldigen. Wenn aber auch unter denen, die in anderem noch christlich bekennen, diesem Glauben zwar nicht spottend, doch lächelnd begegnet wird mit der Annahme, das Apostolikum wie die gleich zeugende Schrift bringe hier eine mythische Einkleidung; so erklärt sich dies aus einem falschen Naturalismus mit der einseitig-realistischen Richtung, die sich dem derzeitigen besseren Naturwissen angelehnt hat; es wird da die real-idealistische Erfassung nicht genügend gewahrt, die der christlichen dualistischen Weltanschauung entspricht. Man sagt naturalistisch: Nicht bloß die Menschen haben für ihr Hervorgehen je Mann und Weib voraussetzen, daselbe Verhältnis ist auch in der höheren Tierentwicklung anzutreffen, und erst bei den niedriger organisierten Tieren wird es anders erblickt, zeigt sich die Vielfarmigkeit der Fortpflanzung im animalischen Reiche: wie soll da der einzige Sohn nicht im Fleische gekommen sein gleich uns allen? ist nicht die Form unseres Hervorgehens die von Gott für alle Menschen gewollte, seine Naturordnung, die unantastbare? — Bei real-idealischer Erfassung entfällt dieser Einwurf.

Erst mit dem organischen Leibe wird der Mensch das vollständig, wozu er bestimmt ist, dazustehen als das die Schöpfung abschließende Vereinswesen von Stoff und Geist. Als so das Menschengeschlecht in seinen Stammeltern hervorgegangen war, mußte noch, weil ihr Leib seinem Naturaufbaue nach sterblich, ihre Seele aber unsterblich war, das „Sterbliche Unsterblichkeit anziehen“ (1 Kor. 15, 53). Dies Ziel stand schon sofort vor den ersten Menschen. Sie würden es bei rechtem Gebrauche ihrer geistigen Freiheit erreicht haben;

es blieb ihnen aber unerreicht, als sie sündigten. Als sie sündigten, wandten sie sich nach der Gegenseite, verfielen sie für sich und ihr Geschlecht dem Leibesstode (Röm. 5, 12. 8, 23) — jenem, was für unsere organische Seite ein Natürliches ist, dagegen ein Widerspruch für uns Menschen nach Leib und Seele zusammen, vor dem jeder erschrickt (Hebr. 2, 15). Da ward die auf das Offenbarwerden der Kinder Gottes in dem menschlichen Geschlechte harrende Schöpfung der Nichtigkeit unterworfen, nicht durch ihren Willen, sondern um dessen willen, der sie unterworfen hat (Röm. 8, 19 f.). So nach ist die Natur noch Gottes Ordnung, aber herabgesunken in Annehmung des für ihre Entfaltung gesetzten Zieles, so herabgesunken durch den Menschen, durch den Mißbrauch seiner schöpfungsgemäßen Freiheit. Des ferneren trifft dies auch für das menschliche Leben bis zur Erreichung des Todesendes zu, namentlich für die Geschlechtsverhältnisse, deren besondere Organe die Menschen gar als ihre „Scham“ verhalten. In die sonach herabgesunkenen Naturverhältnisse der menschlichen Leiblichkeit hatte Christus, im Fleische kommend, bloß so weit einzutreten, als zu unserer Erlösung erforderlich war. Dazu genügte die Erzeugung allein vom Weibe — sie ein Außerordentliches, nicht wider, sondern noch innerhalb der Natur; zeigt doch die Welt der Organismen das Hervorgehen eines neuen Einzelwesens von nur einem Vorwesen gar doppelt, nicht bloß in der Tiefe des (realistischen?) Tierreichs, sondern auch in dem (idealistischen?) Pflanzenreiche, hier gar in dessen höchster Entfaltung!

Wenn dennoch Christgläubige, die dies im übrigen sind, Empfangnis und Geburt unseres Herrn so nicht glauben annehmen zu können und namentlich das hier biblisch Erzählte als mythisch ansehen, so will das vielen von uns als uneträglich erscheinen. Ob wir aber berechtigt sind, jene deshalb nicht mehr als Christen anzusehen? Gegenüber steht das Hervorgehen des ersten Adam zufolge der biblischen Schöpfungs- und Paradieserzählung. Auch diese hat man als mythisch verfolgt, und der Christen, die dem verpflichtet sind noch viel mehr. Solcher Auffassung der biblischen Anfangserzählung gegenüber ist nur zuzugeben, daß man in der näheren Beschreibung der vier Paradiesströme zwar nicht ein mythisches, aber doch geographisch-legendarisches Einschleichen vor sich habe. In allem Uebrigen steht die biblische Anfangserzählung dem Mythischen noch ferner, doch fehlt es uns an übereinstimmender anderer Erklärung. So deutet diese Gegenüberstellung auf Duldung bei den Fragen nach dem an sich noch viel Verwickelteren, Empfangnis und Geburt des letzten Adam. Daraus sind wir denn gar schon durch das Apostolikum hingewiesen, insofern, als es bei seiner Zusammenfassung der bezüglichen Schriftsteller die Empfangnis des Herrn vom hl. Geiste ohne Mann nur eingeschlossen durch den Zusatz „Jungfrau“ zu Maria hervorhob. Wir sind darauf ferner hingewiesen durch den Umstand, daß hier das Wort vom „hl. Geiste“ zum ersten Mal im Apostolikum vorkommt. Durch den hl. Geist ist die Liebe Gottes in unsere Herzen ausgegossen (Röm. 5, 5); die Liebe Gottes aber wird bekannt und gethätig durch die Liebe des Bruders (1 Joh. 4, 20 f.) und diese vor allem durch religiöse Duldung, bei Beachtung der beiden sich ergänzenden Bezeugungen des Herrn: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich“ (Luk. 11, 23) und Luk. 9, 50) „Wer nicht wider euch (oder: uns) ist, der ist für euch (oder: uns)“, dazu unter Festhaltung des johanneischen Leitwortes: „Jeder Geist, der bekennt, daß Jesus Christus im Fleische gekommen, ist aus Gott“ (1 Joh. 4, 2). Wegen unserer Unduldsamkeit haben die christlichen Rechtgläubigkeitsstreite vielfach so wenig Frucht, oft gar nur weitere Entzweiung gebracht.

Durch seine folgenden Sätze:

hat gelitten unter Pontius Pilatus, ist gekreuzigt, gestorben, begraben
will das Apostolikum nicht zum Glauben vorstellen, was hier

Gegenstand des gesicherten Wissens von Jesus Christus ist; doch lehnt es sich an dies an und bringt so namentlich auch den Pontius Pilatus in das Credo, weil Glauben und Wissen zur gegenseitigen Bestärkung Hand in Hand gehen sollen. Zum Glauben dagegen ist hier das Leiden und Sterben des Herrn vorgestellt, um die, wie für die Menschheit überhaupt, so insbesondere für die christgläubige Menschheit darin liegende Bedeutung zu suchen und zu finden.

Der allreine Sohn Gottes hatte Leid und Tod nicht für sich selbst um eigener Erlösung willen zu ertragen. Er, der keine Sünde kannte, ward zur Sünde gemacht, damit wir — die in Finsternis und Todesschatten Sitzenden — Gerechtigkeit Gottes in ihm würden (2 Kor. 5, 21. Luk. 1, 79). Sein Blut vergoß er für uns zur Vergeltung der Sünden (Luk. 22, 20. Matth. 26, 28), wir sollten durch seine Wunden geheilt werden (1 Petr. 2, 24). So ward er die Verjüngung für unsere Sünden, nicht aber bloß für die unsern, sondern die der ganzen Welt (1 Joh. 2, 2). Denn „da er in die Welt kommt, sagt er: Opfer und Darbringung hast du nicht gewollt, aber einen Leib hast du mir bereitet, Ganzopfer und Sündopfer gefallen dir nicht, da sprach ich: Siehe ich komme (im Buche steht von mir geschrieben) zu thun . . . Gott, deinen Willen . . . In diesem Willen sind wir geheiligt durch die Darbringung des Leibes Jesu Christi ein für allemal (Hebr. 10, 5–10).

Erst der Kreuzestod des Herrn war das Gott wohlgefällige heilende Opfer. Dies darbringend, ward er nach dem Schattenvorbilde des alttestamentlichen Hohenpriesters der wahre Hohenpriester für das ganze Menschenvolk und vollendete unserer Erlösung. Da „machte er durch seinen Tod zu nichte den, der Gewalt über den Tod hat, d. i. den Teufel, und befreite so uns, die durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein mußten“ (Hebr. 2). So nämlich Knechte unter dem Verführer der Menschheitseiter waren wir geworden durch den Menschheitsvater dem Fleische nach, als durch ihn, den Einen, die Sünde in die Welt kam und durch die Sünde der Tod und dieser auf alle Menschen überging, weil alle gesündigt haben; dies aber geschah durch den Ungehörigkeit des Einen, wodurch die Vielen in den Sündenzustand verjert wurden. Darnach konnte auch durch den andern Einen, Jesus Christus, den „einzigen Sohn“, und dessen Gehoriam für das Menschengeschlecht das Verlorene wieder gewonnen, konnten durch ihn die Vielen in den Stand der Gerechtigkeit verjert werden. (Röm. 5) Und also sind wir, ist die Menschheit durch seinen Gehoriam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze entführt und geheiligt. — Dieser Wiedergewinn des Verlorenen war dabei verbunden mit Zugewinn, nämlich mit dem Zugewinn größerer Herrlichkeit als derjenigen, zu der die Menschheit ohne die Sünde gelangt wäre. Denn als der zum Königtume der Welt berufene Erstgezeugte aller Schöpfung am Kreuze auch als der Priester in Ewigkeit hervorging (Hebr. 5), brachte er sein Opfer zwar nicht für sich, gewann indes wegen seiner Erniedrigung jene namentlich im Philipperbriefe gefeierte Erhöhung, zufolge deren dem Gekreuzigten eine entsprechend größere Herrlichkeit gegeben ist. In diesem Sinne ist des Herren Wort zu den beiden Jüngern zu erfassen, die nach Emmaus gingen: „Mußte nicht der Messias dies leiden und in seine Herrlichkeit eingehen?“ Wie aber ihm selbst dadurch größere Herrlichkeit geworden ist, so auch der ihm folgenden Menschheit überhaupt, denn diese sollen teil haben an allem, was sein ist (Joh. 12, 26).

Indem er so ein Opfer für die Sünden auf immer dargebracht hat (Hebr. 10, 12), ist dies doch nicht dergestalt gechehen, daß jeder dadurch ohne weiteres und für immer entündigt und geheiligt würde, vielmehr dergestalt, daß jeder hinzutreten könne, um Erbarmen und Gnade zu finden in rechtzeitiger Hilfe (Hebr. 4, 16). Das Gericht über den einzelnen Menschen wird nach dem ergehen, wie er selbst entweder dem Sündigen des ersten Adam oder dem „Rechtun“

des letzten Adam gefolgt ist; für diesen Hinzutritt zu dem Kreuzesopfer des Herrn, der allen offen steht, wird hinsichtlich derer, denen sein Evangelium nicht verkündigt ist, namentlich durch die dem nachfolgenden Satze des Apostolikums „abgestiegen zu den Untern“ vorausstehende Schrift Näheres gebracht. Für die, denen das Evangelium verkündigt wurde, gilt auch heute, wie die Apostel die Ersten gewiesen haben, zunächst, womit Petrus in seiner ersten Verkündigung des Herrn zu Jerusalem schloß: „So wisse nun das ganze Haus Israel, daß ihn Gott zum Herrn und Christus gemacht hat. . . Thut Buße und lasse ein jeder sich taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden, so werdet ihr empfangen die Gabe des hl. Geistes“ (Apg. 2, 36. 38). Des weiteren für diesen Hinzutritt, nämlich bei ferneren Sündigen, heißt es: „Laßt uns festhalten an dem Bekenntnisse, denn wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht mitfühlen könnte mit unseren Schwachheiten, sondern der versucht ist in allem, ähnlich wie wir, nur ohne Sünde; so laßt uns denn mit Zuversicht hintreten zu dem Throne der Gnade“ (Hebr. 4, 14 ff.). Festhalten an dem Bekenntnisse in dem liebesträftigen Glauben an Jesus Christus finden wir wieder und wieder Verzeihung. Für das Letzte aber, das wir in demselben Hinzutritte angelichts des „gelitten, gekreuzigt, gestorben und begraben“ erreichen sollen, lehrt Paulus, daß wir, „die wir auf Christus Jesus getauft sind, auch auf seinen Tod getauft wurden, um mit ihm gekreuzigt zu werden in unserem alten Menschen, um mit ihm zu sterben, nämlich der Sünde abgestorben und begraben zu sein zu neuem Stande des Lebens“ (Röm. 6, 1—6). All dem voraus verkündigte der Herr: „Wenn ich erhöht sein werde von der Erde, werde ich alle an mich ziehen“ (Joh. 12, 32).

Welch anderes Glaubenswort könnte werter sein als dies, worüber Paulus den Korinthern schrieb: „Ich hielt mich nicht dafür, etwas unter euch zu wissen als allein Jesus Christus und zwar den Gekreuzigten (1 Kor. 2, 2). Das Wort von Christus dem Gekreuzigten mit seiner Erhöhung nach seiner Erniedrigung zeigt uns, welch höchstes Heil unser ist, wenn wir die Sünde überwinden. Vor allem aber ist das Wort vom Kreuze den Menschen von Werte für das ihnen Schwerste, die Sünde wahrhaft zu erkennen: nicht bloß daß unser Geschlecht ein sündiges geworden ist, sondern auch wie furchtbar die Menschen von der Sünde umstrickt sind, so daß Gott seines eigenen Sohnes nicht schonte, um nur sie zu retten (Röm. 8, 32. Joh. 3, 16). Ohne diese Erkenntnis kann der einzelne Mensch sein Heilswerk nur fehlerhaft vollführen. In dem Zusammenstehen der Menschen aber muß ohne sie das Reich Gottes ihnen ferne bleiben oder wieder verloren gehen, wenn es ihnen gekommen ist. Denn ohne sie wiederholt sich, was Paulus den Korinthern über das Wort vom Kreuze weiter schrieb, daß es den Heiden eine Thorheit sei (1 Kor. 1, 18. 23), gelangt jener falsche Naturalismus zur Herrschaft, der in der Erlösung durch den Gekreuzigten und in seiner Nachfolge nur Thorheit erblickt. Dieser sieht alles, was in der Menschheit sich begibt, als natürlich recht an und leugnet die Sünde. Wie sollen da die Menschen „sich durch den Geist Gottes noch strafen lassen“? Wie soll da sich nicht die Gewaltthand erheben zum Sturze aller Ordnungen und das Gericht nicht über sie kommen? So wird es auch gerade heute wieder in der Menschheit weithin erblickt. (Fortsetzung folgt.)

Die Vernichtung der katholisch-theologischen Fakultät in Gießen.

(Fortsetzung.)

Durch den Wiener Kongreß hatten die Staaten Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel, Nassau, Baden und Württemberg eine erheblich größere Zahl katholischer Unterthanen

erhalten, als sie früher hatten. Da sah es nun gerade betreffs der katholischen Kirche gar traurig aus: die Bischofs-sitze verwaist, die Grenzen der Diözesen noch zweifelhaft, die Anstalten für die Heranbildung des Klerus ungenügend, die katholisch-theologische Wissenschaft wie im ganzen übrigen Deutschland in ihrer tiefsten Erniedrigung und fast ungenießbar. Die protestantischen Oberhäupter der genannten Staaten hielten es für ihre Pflicht, so rasch wie möglich Ordnung in diese Verhältnisse zu bringen. Ihre Regierungen setzten sich einerseits mit dem Papst in Verbindung, andererseits traten sie in Frankfurt zu Beratungen zusammen, die vom 20. März bis 7. Oktober 1818 währten. Die Regierungen, sich der Pflichten gegen ihre katholischen Unterthanen bewußt und zugleich bestrebt, sich deren Liebe zu erwerben, scheuten kein Opfer. Die äußeren Verhältnisse waren bald geordnet, die Bischofs-sitze mit würdigen Männern besetzt. Nur betreffs der Vorbildung der Geistlichen konnte man in Rom nicht einig werden. Die genannten Regierungen hatten am 24. März 1819 dem Papst Pius VII. eine Deklaration überreichen lassen, in der sie bezüglich dieser Angelegenheit erklärten: „Die bischöflichen Seminare, welche zu Kottenburg und Meersburg (das nach Kastatt zu verlegen) und Mainz schon bestehen, um die dem geistlichen Stande sich widmenden Jünglinge zu bilden, werden erhalten werden. Wo aber Seminare noch nicht bestehen, da wird man Sorge tragen, daß entweder neue errichtet oder die Jünglinge in ein anderes schon gegründetes bischöfliches Seminar innerhalb der Provinz aufgenommen werden. In die Seminare werden von den Bischöfen nur solche aufgenommen werden, welche ausgezeichnet durch Sittenreinheit und in einem vom Staat angeordneten Examen geprüft und bestanden als der Aufnahme würdig befunden worden sind. Den Zugelassenen wird der zur Erlangung der höheren Weihen nötige Titel von dem Landesfürsten zuertheilt werden. Auch werden der Provinz nicht akademische Institute fehlen, damit die, welche sich den heiligen Diensten zu widmen wünschen, in den theologischen Wissenschaften Unterricht erhalten.“ Man sollte meinen, dem heiligen Vater hätte das Herz im Leibe lachen müssen, als er vernahm, wie eilig es diese protestantischen Fürsten hatten, ihm auf ihre Kosten einen würdigen, wissenschaftlich gebildeten und geachteten Klerus erziehen zu helfen. — Weit gefehlt! Es kommt im Gegenteil eine sehr ungnädige und ablehnende Antwort. Am 10. August 1819 schickte Kardinal Consalvi folgende Darstellung der Gefinnung Sr. Heiligkeit betreffs dieses Punktes: „Was am meisten die Sorge des hl. Vaters in Hinsicht der Seminarien, welche der Gegenstand der zärtlichsten Sorgfalt für die katholische Kirche sind, in Anspruch nimmt, ist die Form, welche man diesen Seminarien anpassen will. Aus dem letzten Absätze hat Sr. Heiligkeit ersehen, daß Schulen der heiligen Wissenschaften auf den Universitäten errichtet und daß folglich in die Seminarien nur erwachsene Jünglinge aufgenommen werden sollen, um daselbst das Praktische ihres heiligen Amtes, die Pastoralpflichten, die Liturgie und andere dergleichen Gegenstände zu erlernen. Eine Gestaltung indessen, welche der vom Trienter Konzil festgesetzten geradezu entgegen ist, welche dem Zweck widerstreitet, den die Kirche bei Errichtung der Seminarien sich vorsetzte, und welche die Rechte der Bischöfe in Anordnung der Erziehung und des Unterrichtes der Weltgeistlichen in den ihrem Stande notwendigen Kenntnissen verlegt, kann von dem heiligen Vater nicht genehmigt werden. Das heilige Konzil von Trient, welches in der 23. Sitzung von den Seminarien redet, setzt fest, daß in denselben eine bestimmte Anzahl Knaben unterhalten, religiös erzogen und in den kirchlichen Wissenschaften unterrichtet werden soll. Und wirklich ist der Zweck, welchen die Kirche bei Errichtung von Seminarien hatte, gerade der gewesen, diejenigen, welche Diener der Kirche werden wollen, schon von ihrer zarten Jugend an unter der Aufsicht und gänzlichen Abhängigkeit von den Bischöfen

in der Uebung der ihrem Stande eigenen Tugenden zu erziehen.“

Das war nach Kardinal Consalvi die Gesinnung des Papstes. Anstatt der Schulen und Universitäten will derselbe Seminaristen und er beruft sich dafür auf das Konzil von Trient, wodurch angeordnet wird, daß in jeder Diözese „Seminaristen errichtet und in diesen Knaben vom 12. Jahre ihres Alters an, vorzugsweise aus den ärmeren Ständen, auf Kosten der Kirche für den geistlichen Stand erzogen und gebildet werden sollten.“ Aber das Konzil verlangt nicht bloß Seminaristen mit Ausschluß der Universitäten, vielmehr werden vom Konzil wiederholt den Universitäten und insbesondere den katholisch-theologischen Fakultäten daran die ihnen früher erteilten Privilegien aufs feierlichste bestätigt und außerdem auch noch in Betreff der Seminaristen die Vorschriften gegeben, daß in denselben alle wichtigeren Unterrichtsgegenstände von Doctoren, Magistern und Licentiaten, d. h. auf den Universitäten Graduierten vorzutragen seien. Wir erkennen daraus, daß selbst sogenannte ökumenische Konzilien für den Papst nur dazu da sind, um sie nach Bedarf zu interpretieren. Dazu kommt noch, daß die betreffende Bestimmung des Trienter Konzils eine disziplinäre, keineswegs für alle Zeiten geltende ist; daß sie im 19. Jahrhundert gar nicht mehr anwendbar ist. Damals waren die Gymnasien im Entstehen begriffen, heute sind es absolvierte und bereits selbständig gewordene Gymnasien, die in das theologische Studium eintreten. Um dem Papst zu genügen, müßten wir unsere heutigen Verhältnisse auf die des 16. Jahrhunderts zurückschrauben. Dahin geht ja auch das Streben unserer heutigen Ultramontanen. Kaum zur Herrschaft gelangt, hatten sie in Bayern nichts Präferentes zu thun, als das achte Schuljahr in den Volksschulen zu fassen. Daß diese Sekte auch in Oesterreich jetzt oben ist, das beweist der neuliche Beschluß des Wiener Gemeinderates, das nach schweren Schlägen gegründete Pädagogium nächste Ostern eingehen zu lassen. Die mit fabelhaften Einkünften dotierten ungarischen Bischöfe haben für die Volksbildung soviel wie nichts gethan. Wenn es mit dem deutschen Katholizismus heute vielfach besser steht, als etwa in den romanischen Ländern, wenn wir Theologen wie Langen, Reusch, Döllinger, Kuhn, Hirscher, Staudenmayer, Möhler u. a. aufweisen können, die sich mit den Koriphäen protestantischer Wissenschaft messen können, so sind nicht die Päpste daran schuld, sondern die Schulen, die nicht durch den Klerus, oftmals ohne ihn und sehr häufig sogar trotz ihm von deutschen Regierungen ins Leben gerufen worden sind. Der Papst will Seminaristen für die Ausbildung des Klerus und verabscheut Schulen, in welchen auch der Staat ein Wort mitzureden hat, weil, heißt es in der Darstellung des Kardinals Consalvi, dadurch die Rechte der Bischöfe verletzt würden. Von den Rechten des katholischen Volkes spricht Se. Heiligkeit nicht. Das hat keine Rechte. Rechte des katholischen Volkes werden von den Vatikanern nur in feindlicher Absicht dem römischen Staat gegenüber ausgespielt. Der Papst will nur Seminaristen unter der unumschränkten Gewalt des Bischofs, und zwar sollen die zukünftigen Priester schon von zarter Jugend an, im Alter von 12 Jahren, unter der Aufsicht und gänzlichen Abhängigkeit von den Bischöfen stehen. Arme Eltern sollen ihre Kinder dazu hergeben, so spricht es das Trienter Konzil aus. Es wird ihnen kostenfreie Erziehung und ein reiches und ehrenvolles Leben in Aussicht gestellt. Die armen verkauften Sklavenkinder, in sorgfältig bewachte Seminarismauern eingeschlossen, erfahren bald, daß es zweierlei Leben gibt, ein geistliches und ein weltliches, zwei Wege, die beide zum Himmelreich führen, aber der Weg durch die Welt wird den armen Jungen als so schlecht und verwerflich dargestellt, daß sie nur das geistliche Leben wählen können. Will einer nicht, so werden mit überlegener Pädagogik zureden, körperliche Züchtigungen, Angriffe auf seine

Ehre, Hinweise auf die Schande, die ihm bevorstehe, angewandt, und der arme Jüngling, der in sich selbst keinen Halt hat, mit der Außenwelt außer Zusammenhang steht, wählt endlich frei das geistliche Leben. Damit er auch später seinem Stande nie untreu werden könne, erhält er eine Vorbildung, die ihn nur für das Geschäft seines Standes befähigt. Zieht er die Kutte aus, so bleibt ihm nichts anders übrig, als jenen 60 französischen Priestern, die nach statistischem Ausweis als Portiers oder Trambahn-Kondukteure in Paris ihr Leben fristen.

Es ist ein furchtbares Wort, welches Consalvi seinem Herrn in den Mund legt: „unter gänzlicher Abhängigkeit von den Bischöfen!“ Nun denke man sich etwa einen Bischof, wie den verstorbenen Kardinal-Erzbischof Melchers von Köln, von dem mir Professor Lutterbeck in Sieben oft erzählte und auch aus persönlicher Beobachtung viel erzählen konnte. Hatte er doch auf die Bitten von dessen Angehörigen den jungen Priester Melchers eine Zeitlang in seinen Schutz genommen, weil die Seinigen nicht wußten, ob er nur an heiliger Versimpelung krank, oder fürs Irrenhaus reif werde. Als derselbe für den erzbischöflichen Stuhl von Köln in Frage kam, da warnte Lutterbeck die preussischen Staatsmänner wie vor einem großen Unglück, welches der Kölner Diözese wie dem preussischen Staate drohe. Allein der maßgebende Staatsmann blickte durch die Brille der katholischen Abtheilung im Kultusministerium. Als Professor Wichelns ihm im Anfang der siebziger Jahre zu Köln einen Besuch machte und erklärte, sein Gewissen verbiete ihm, die neuen Dogmen anzunehmen, da sagte der Erzbischof Melchers: „Ein guter Priester hat kein Gewissen; er thut, was der Papst will; wär's Unrecht, hat nicht er, sondern der Papst die Verantwortung.“ — Nun denke man, ein Mann in solcher Verfassung und von solchen Grundsätzen mit einer Art souveräner Omnipotenz und Unverantwortlichkeit in Beherrschung seiner Diözesanen ausgestattet, als höchste Instanz in allen Erziehungsfragen, besonders in Betreff der zum Priesterstande bestimmten Jugend, und dazu die Anweisungen des hl. Tridentiner Konzils und Sr. Heiligkeit Pius VII.! Muß einem da nicht Grauen erfassen, wenn man an die armen Studierenden denkt, die von zarter Jugend auf in gänzlicher Abhängigkeit von diesem ungeheuerlichen Wesen gehalten werden. Darf dies wirklich das letzte Ziel der Erziehung sein: gänzliche Abhängigkeit, Unfreiheit, Unselbständigkeit? Ist nicht alle wahre Erziehung die Erziehung zur Freiheit?

(Schluß folgt)

Korrespondenzen und Berichte.

Württemberg. Nach vielen vergeblichen Vorverhandlungen hat endlich am 16. März die Kammer der Abgeordneten das Reversaliengesetz nach einer nur zweistündigen Verhandlung in namentlicher Abstimmung einstimmig angenommen. Die „Allg. Ztg.“ enthält in Nr. 73 zur Orientierung über die Sache folgende Darstellung:

Das Gesetz trifft Bestimmungen darüber, wie die landesherrlichen Kirchenregimentsrechte über die evangelische Landeskirche, die jetzt dem König als summus episcopus zustehen, beim Uebergang des Thrones an die katholische Linie auszuüben sind. Diese Bestimmungen sind in einem kirchlichen Gesetz zu treffen, das insoweit der staatsgesetzlichen Sanktionierung bedarf, als seine Anordnungen in das staatliche Gebiet übergreifen. Die Verfassung von 1819 hatte in dieser Beziehung nur in § 76 bestimmt, daß eintretenden Falls die früheren Religionsreversalien aus den Zeiten der Herzoge Karl Alexander, Karl Eugen, Ludwig Eugen und Friedrich Eugen wieder in Kraft treten sollten. Nach diesen Reversalien hatte an Stelle des summus episcopus der „Geheime Rat“ (das heißt das Staatsministerium samt den ihm beigegebenen Staatsräthen) zu treten. Das war in dem herzoglichen, durchaus protestantischen Württemberg die gegebene Lösung; im jetzigen

Württemberg mit seinen katholischen Landesteilen und seit der verfassungsmäßigen Gleichberechtigung der Bekenntnisse für den Zugang zum Staatsdienst ist sie unmöglich. Eine Korrektur, bzw. Ergänzung der Verfassung unterblieb seither, weil kein genügendes Bedürfnis dazu vorlag. Jetzt, da die Thronfolge der katholischen Linie in den Bereich der Wahrscheinlichkeit gerückt ist, mußte die Frage gelöst werden. Der erste Versuch wurde 1894 und 1895 gemacht. Die evangelische Landesynode nahm im November 1894 ein kirchliches Gesetz an, wonach das Kirchenregiment aus den protestantischen Mitgliedern des Geheimen Rats — und zwar in erster Linie des Staatsministeriums, und wo die Zahl solcher nicht hinreichte, der Staatsräte zu bilden gewesen wäre. Im April 1895 brachte die Regierung dieses Gesetz zur staatlichen Sanktion an die Stände. Wäre diese erteilt worden, so wären die betreffenden Mitglieder des Geheimen Rats verpflichtet gewesen, den Sitz im Kirchenregiment einzunehmen. Hiegegen erhoben sich in der Kammer Bedenken, teils vonseiten der Demokratie, teils vonseiten des Zentrums. Die Bedenken waren wesentlich staatsrechtliche Natur; die staatsrechtliche Zulässigkeit eines Zwangs zur Uebernahme eines kirchlichen Nebenamts wurde bestritten. . . . Da sodann mit dem Eintritt in das Kirchenregiment auch die Ablegung eines feierlichen Gelöbnisses auf den Glauben der evangelischen Kirche verbunden sein soll, so traten Bedenken religiöser Natur hinzu, die auch in den kirchlichen Kreisen des Landes mehr und mehr geteilt wurden. Die Mehrheit der Kammer hatte sich im Frühjahr 1895 dahin geeinigt, der Bildung des Kirchenregiments die staatliche Sanktion nicht zu erteilen. . . . Sobald der betreffende Beschluß bei der Einzelberatung des Gesetzes in der Kammer gefallen war, zog die Regierung die ganze Vorlage zurück. . . . Aus den Beratungen der Landesynode vom Herbst 1897 ist nunmehr ein neues kirchliches Gesetz hervorgegangen, das die Regierung nun wiederum den Ständen zur staatlichen Genehmigung derjenigen Bestimmungen, für welche sie erforderlich ist, vorgelegt hat. Auch in dem neuen Gesetz ist die Berufung von Mitgliedern des Geheimen Rats in die Kirchenregierung grundsätzlich beibehalten, die Zahl derselben ist jedoch auf zwei beschränkt. Die gesamte Kirchenregierung soll hienoch bestehen aus zwei Mitgliedern des Geheimen Rats (in erster Linie aus der Zahl der Minister zu nehmen), aus dem Präsidenten des Konsistoriums, dem Präsidenten der Landesynode und einem Prälaten, der nach dem Prinzip des Dienstalters eintritt und wobei Verzicht und Uebergang auf den Nächstälteren zulässig ist. Die Kirchenregierung ist schon in der Zahl von drei Mitgliedern beschlußfähig; sie kann sich also voraussichtlich sofort mit dem Eintritt der Thronbesteigung eines katholischen Königs konstituieren, ohne daß sie irgend ein Hindernis zu überwinden hat. Das neue Gesetz sieht nun aber auch den Fall vor, daß es an jenen zwei evangelischen Mitgliedern des Geheimen Rats fehlen könnte. In diesem Falle sind von der aus den drei anderen Mitgliedern gebildeten Kirchenregierung Ersatzmänner zu berufen; diese werden in einem Zusammentritt der evangelischen Oberkirchenbehörde und des Ausschusses der Landesynode mit einfacher Stimmenmehrheit gewählt, und zwar ist mindestens die doppelte Zahl der erforderlichen Mitglieder zu wählen, und der König hat das Recht, von der ihm zu präsentierenden Liste die ihm minder genehmen zu streichen. Endlich ist die Frage, ob eine staatliche Verpflichtung der zu berufenden Beamten zum Eintritt in das Kirchenregiment stattfinden soll, in dem neuen Gesetz dahin entschieden, daß eine Verpflichtung nicht stattfindet, daß diese Beamten aber auch zum Eintritt in das Kirchenregiment keiner höheren Genehmigung bedürfen. . . . Die Geschäftsaufgabe der künftigen Kirchenregierung umfaßt alle innerkirchlichen Angelegenheiten, welche jetzt zur Entschließung des evangelischen Landesherrn stehen, und zwar übt sie diese Befugnisse ohne Anbringen an den katholischen König aus. Die Kirchenregierung ernennet u. a. die Prälaten und die Dekane, während die Ernennung der Pastoren künftig dem Evangelischen Konsistorium

zukommt. Der Vorstand und die Mitglieder des Konsistoriums und die evangelischen Hosprediger werden künftig aus der Zahl der von der Kirchenregierung Vorge schlagenen vom König ernannt.

Vom Rhein. Befehrungsversuche bei Sterbenden sind, wie wir der „Rh. K.“ entnehmen, schon so oft in der Presse als eine rohe Grausamkeit verurteilt worden; trotzdem reizen diese Versuche nicht ab, wie ein vor einigen Wochen in Köln vorgekommener Fall das beweist. Eine nach schmerzhaftem Leiden im Sterben liegende evangelische Dame hatte in der äußersten Not auf Anraten des Arztes statt der pflegenden Schwester vom roten Kreuz, zwei katholische barmherzige Schwestern zur Pflege erhalten. Und Befehrungsversuche waren sofort ihre erste und wichtigste Arbeit. Die Angehörigen erzählten einstimmig, daß die Schwestern der armen Sterbenden so lange vom „schwarzen Mann“ vorredeten, der mit dem Finger droht und ein schwarzes Buch bei sich hat und dgl., bis die gequälte Kranke den katholischen Pastor rufen ließ, um dem schwarzen Mann zu entgehen. Dieser nahm sie denn auch noch nachts um 10 Uhr in seine Kirche auf und erteilte ihr die Delung. Auch ließ sie sich am nächsten Morgen in großer Teilnahmslosigkeit die Kommunion gefallen, die der in völliger Apathie daliegenden Sterbenden, wie die Angehörigen versichern, gewaltjam in den Mund geschoben werden mußte. Die erwachsene Tochter durfte von dem Augenblicke an, wo die betreffenden Schwestern die Pflege übernahmen, nie mehr mit der Mutter allein sein. Die Tochter entfernte nach dem „Uebertritt“ der Mutter die Schwestern; mit ihnen verschwand auch der „schwarze Mann“; und die Kranke verschied in Frieden, als sie endlich vor dem konfessionellen Uebereifer Ruhe erhielt.

Berlin Ueber die sogenannte Privatdocentenvorlage wurde der Zentrumsabgeordnete Dr. Dittrich, Professor am Lyceum Hosianum zu Braunsberg zum Referenten gewählt. Darüber äußert die „Zelt. Ztg.“ entrüstetes Erstaunen. Die „Tägl. Rundschau“ teilt das Erstaunen, nicht aber die Entrüstung. Sie schreibt: Macht Herr Dr. Dittrich seine Sache gut, d. h. im freirechtlichen Sinne, so haben wir nichts gegen ihn oder irgend jemand andern einzuwenden; macht Dr. Dittrich seine Sache schlecht, d. h. im rücksichtlichen Sinne, so ist uns seine Eigenschaft als ultramontaner Abgeordneter und Professor an einer ultramontanen Lehranstalt doppelt schätzenswert. Denn sein Bericht wird dann dem Lande zeigen, was die freie Wissenschaft vom Ultramontanismus zu erwarten hat. Also warten wir ruhig das Ergebnis der ultramontanen Berichterstattung ab.

Ungarn. Mit der Schaffung der Zivilehegesetze ist auch eine ungefähr 20 Mann starke clerikale Partei in das Parlament eingezogen. Ihr Programm bildet die Revision der liberalen Reformgesetze. Aber diese Lösung scheint von Tag zu Tag an Wirkung einzubüßen, denn die Massen sind für die Revision der Ehegesetze nicht so interessiert. Infolgedessen ist die Umbildung des clerikalen Programms in das christlich-soziale beschlossen worden. Gelegentlich der Appropriationsdebatte hat einer der beredtesten Wortführer dieser metamorphosierten Partei, Graf Johann Zichy, offen ausgesprochen, das Heil gegen soziale Erschütterungen könne nur von der Reaktion erhofft werden. Dazu wird der „Allg. Ztg.“ aus Budapest von einer der ungarischen Regierung nahe stehenden Seite geschrieben:

„Daß eine Partei sich direkt als reaktionäre bezeichnet, daß ihr Präsident eine Rede mit dem Ausruf schließt: ‚Es lebe die christliche Reaktion‘, das ist ein Fall, der noch nie vorgekommen ist. Die energische Abwehr dieses offensiven Vorstoßes der Dunkelmänner hat Ministerpräsident Baron Banffy übernommen. Die besondere Wärme, mit der er den Liberalismus als das unversäuerliche Prinzip der politischen Entwicklung hinstellte, hat ihm stürmischen Beifall eingetragen; das umso mehr, als jenes unverhohlene Hervortreten der clerikalen

Reaktion vielfach Besorgnis erweckte und eine düstere Vorstellung von ihrer großen Macht hervorgerufen hatte. „Ich bin glücklich“, rief der Ministerpräsident aus, „dass ich in einem Kreise aufgewachsen bin, in dem man nie nach dem Glaubensbekenntnis gefragt hat. Es überläßt mich förmlich kalt, daß ich hier im Abgeordnetenhaus mich einer Partei gegenübergestellt sehe, die die Schlagworte des Konfessionalismus aus dem Grabe erweckt, die stets eine Gefahr für den öffentlichen Frieden und die Eintracht des Bürgertums bildeten.“ Von großer Wirkung war auch der Hinweis, daß die Reaktion wisse, sie habe im Magharentum einen geschworenen Feind; die reaktionäre Tendenz, die Graf Johann Zichy provoziere, sei nicht autochthon, sie komme aus der Fremde und ihr erstes sei — was die Volkspartei auch redlich gethan —, daß sie sich mit dem Panславismus alliiere, um durch Erschütterung des Nationalbewußtseins dem freiheitlichen Prinzip das Verderben zu bereiten.“

Aus Italien. In Piacenza hat die Gemeinde das Oratorium S. Paolo, das eine Zeit lang aus Furcht vor Störung des öffentlichen Friedens durch die Römischen polizeilich geschlossen und also nur mit Eintrittstagen zugänglich war, wieder eröffnet und dann am Ostertage als Synode den Don P. Miraglia mit Ungehörigem zum Bischof gewählt. In den andern altkatholischen Kirchen wußte von diesem Vorgehen niemand etwas. Dasselbe ist — obschon Neuliches auch in altchristlichen Zeiten hier und da vorgekommen ist, als die Kirche noch nicht Staatskirche war — ein Überstürzes und hat seine schweren Bedenken. Don Miraglia hat nur eine Gemeinde und diese keinen zweiten Geistlichen. Da hätte man sicher noch Nötigeres zu thun, als einen Bischof zu wählen. Sodann hat Italien noch andere altkatholische Gemeinden unter Heinrich v. Campello. Damit, daß Don Miraglia seine Kirche als *italo internazionale* bezeichnet, deutet er den weiter greifenden Charakter derselben an, zudem ist die Gemeinde in Kultus und Lehre streng katholisch. Da sollte es sich von selbst verstehen, daß die Leute miteinander sich zu einigen suchten. So aber würde die Zerfahrenheit verewigt; es entstünden Sekten, nicht eine italienische katholische Kirche. Dieses eigenmächtige, stürmische Verfahren ist um so unbegreiflicher, weil die Gemeinde noch keine Verfassung hat. Es ist charakteristisch, daß der Synodalbeschluss dahin geht, es sei die Wahl offiziell dem Herrn Dr. Weibel als Sekretär des internationalen Kongresses anzuzeigen, nicht etwa den altkatholischen Bischöfen. Offenbar hat Don Miraglia selber noch nicht das volle Verständnis für den Unterschied zwischen Synode und Kongress. Es ist aber auch bezeichnend, daß Don Miraglia von dem Vorhaben selbst den Leuten, mit denen er sonst korrespondierte, wie Herrn Dr. Weibel, nichts meldete. Endlich ist es auch sehr seltsam, daß die Wahl getroffen wurde in der Kirche, vermutlich unter dem Vorhange des Erwählten selbst. Die Wahl und Weihe des hochw. Bischofs Kozłowski lassen sich mit dieser Wahl nicht vergleichen. Die polnische Kirche in Amerika ist konstituiert als freie Kirche im Lande der freien Kirchen; in Italien liegen die Verhältnisse anders; die Gemeinde Miraglia's entbehrt noch jeder Konstitution. Die polnische Kirche hat ihre Synode und ihr Presbyterium und ist aus verschiedenen Gemeinden gebildet, obgleich sie nur von Chicago benannt ist. Die Gemeinde in Piacenza nennt sich wohl *chiesa italo-internazionale*, entbehrt aber noch der förmlichen Synode als der Versammlung mehrerer Gemeinden und hat auch kein Presbyterium. Trotz der großen Eigenschaften des Herrn Miraglia, sogar wegen derselben, ist diese vorzeitige Wahl zu bedauern, auch wegen der Konflikte, die sie gegenüber dem Grafen Campello und sonst leicht, sehr leicht hervorrufen kann.

Frankreich. Ueber die gegenwärtige Lage des Protestantismus hat auf dem letzten Nationalkonzil der englischen Freikirchen in Bristol M. Paul Guignard, der Präsident des Evangelischen Komitees der Freien Evangelischen Kirche

in Frankreich, Bericht erstattet. Daraus teilt die „Chr. der christl. Welt“ mit: „Von 38 Millionen Einwohnern sind nur 600 000 Protestanten. Die überwiegende Majorität dieser 600 000 sind nur dem Namen nach protestantisch; die, die bereit sind, mit zu arbeiten, sind eine bloße Handvoll. Das Volk ist dank der Wirksamkeit Roms an aller Religion irre geworden, die mit dem römischen Katholizismus identifiziert wird. Die Bibel ist völlig unbekannt. In einer Stadt von 50 000 Einwohnern verlangte eine Frau in der Buchhandlung ein Neues Testament. Es stellte sich heraus, daß der Buchhändler überhaupt noch nichts davon gehört hatte. Er meinte, das Buch sei wohl noch gar nicht erschienen. Er erklärte sich bereit, ein Exemplar von Paris kommen zu lassen, sobald es die Presse verlassen habe. Gleichzeitig macht sich eine neue katholische Strömung bemerkbar, und zwar in sehr aggressiver Form gegenüber dem Protestantismus. Man fängt an, die Protestanten auf dieselbe Stufe wie die Juden zu stellen. Sie werden ‚Verräter‘, ‚Dreifuße‘, bezahlte Spione von England oder Deutschland genannt. Es werden Antiprotestantenliguen gebildet, und damit der Sache auch der Humor nicht fehle, hat kürzlich ein Senator dem Senat eine Karte aus dem Jahresbericht der Britischen Bibelgesellschaft vorgelegt, worauf die Distrikte der Kolporteurs verzeichnet sind, die er aber für einen Verteilungsplan des Landes bei einer zukünftigen Annexion durch England hielt! Die Jesuiten errichten mit großartigem Geldaufwand Schulen als Gegengewicht gegen die Staatschulen und wissen das beste Schülmaterial an sich zu ziehen. So haben sie es fertig gebracht, eine große Zahl ihrer Kreaturen in jeden Zweig der öffentlichen Verwaltung zu bringen. Als der Kongress beschloß, den französischen Freikirchen seine Sympathie zu bezeugen, hat Guignard, recht vorichtig dabei zu sein, da die Feinde des Protestantismus eine derartige Kundgebung als eine Bestätigung ihrer Anklagen ansehen würden.“

Petersburg. In der Dreifaltigkeitskirche des Alexander Newski-Klosters wurden am 6. April der syro-chaldäische Bischof Mar-Yonan, vier andere Geistliche und die ihnen unterstehenden Gemeinden von ungefähr 15 000 Syro-Chaldäern in den Schoß der orthodoxen Kirche feierlich aufgenommen. Der Kaiser ließ die Bekehrten durch den Gehilfen des Oberprokurators des heiligen Synod, Geheimrat v. Szabler, der der Feierlichkeit bewohnte, beglückwünschen.

Schweden. Dem eben verammelten Reichstage ist ein Gesetzentwurf vorgelegt worden, der Strafbestimmungen gegen diejenigen Geistlichen und Gemeindevorsteher enthält, die im Falle der Wischehen einen Druck auf die Krontrahenten zum Zwecke der Kindererziehung in einer fremden Konfession ausüben. (Chr. d. chr. W.)

England. In Bristol haben, wie wir der „Chr. der chr. W.“ entnehmen, vom 7. bis 10. März die englischen Freikirchen ihr Nationalkonzil abgehalten. Die „Free Church Federation“ ist erst 5 Jahre alt; aber ihre Bedeutung und ihr Wachstum zeigt sich schon darin, daß sie in England und Wales bereits mehr Plätze in den Kirchen, mehr Kommunikanten, mehr Sonntagsschullehrer und Schüler aufweist als die Staatskirche. Nach offiziellen Quellen belief sich die Zahl der Kommunikanten in den Freikirchen auf 16 625 152, in der Staatskirche auf 3 122 526. In Bristol waren in diesem Jahre bereits hundert Lokalkonzile vertreten mit sechs bis sieben Hundert gewählten Deputierten. Mr. Price Hughes (Präsident im Jahre 1896) sieht in der ganzen freikirchlichen Bewegung eine Parallele zu der „Oxyorder Bewegung“ in der anglikanischen Kirche und erhofft von ihr dieselbe Belebung für den Nonkonformismus, wie jene sie der Staatskirche gebracht hatte. In diesem Jahre war Präsident Dr. Clifford (Baptist). Gesprochen haben Dr. Clifford über „die Einheit der Kirchen: die Lösung des Problems“, M. Paul Guignard über die gegenwärtige Lage des Protestantismus in Frankreich, Dr. Berry über seine Reisen in

Amerika; besprochen wurde außerdem: die Arbeit der Frauen für Frauen, das Projekt einer katholischen Universität in Irland, die Stellung der Presse zu den Freikirchen. Der Abend des 9. März vereinigte die Teilnehmer des Kongresses in einer großen enthusiastischen Missionsversammlung. Der nächste Kongress soll vom 14. bis 19. März 1899 in Liverpool stattfinden.

Nordamerika. Bekanntlich hat schon am 24. September 1896 eine in Buffalo zusammengetretene Versammlung in formloser Weise einen Herrn Kominski als Bischof bezeichnet. Allein bevor von einer Konsekration ernstlich die Rede sein konnte, kamen die Wähler zur Einsicht, daß sich der Mann nicht eigne und protestierten bei Bilatte gegen die Vollziehung der Weihe. Hierauf entwarfen die unabhängigen Polen in Chicago eine Kirchenverfassung, organisierten eine Synode und wählten am 7. Mai 1897 Herrn Ant. Stanislaus Kozłowski zum Bischof der „unabhängigen polnischen Diözese von Chicago“. Diese in regelrechter Form vorgenommene Wahl wurde auch von den altkatholischen Bischöfen Europas anerkannt und demgemäß Herr Kozłowski am 21. November 1897 konsekriert. Dies zu verhindern, hatte sich Bilatte alle Mühe gegeben. Im Aerger über das Mißlingen seiner Intrigen schrieb Bilatte schon vor mehreren Wochen einem Geistlichen in Genf, daß er nun seinerseits nach Belieben die bischöfliche Konsekration erteilen werde. Er hat mit seiner Drohung Ernst gemacht, indem er am 20. März 1898 (4. Fastensonntag) unter großem weltlichen Gepränge den vorgenannten Kaminski, Pfarrer an der Kirche „der Mutter des heiligen Rosenkranzes“ in Buffalo, zum Bischof der Diözese von Buffalo konsekriert hat. Der zum Bischof geweihte Herr Kaminski ist ein Schlesiener, geb. 29. Dezember 1859. Er hat keine besonderen Studien gemacht, aber den preussischen Militärdienst absolviert, kam dann nach Amerika, wo er als Laienbruder in einem Franziskanerkloster sein Leben fristete. Nach seinem Austritt aus dem Kloster weihte ihn Bilatte am 24. August 1894 ohne weiteres zum Priester. Herr Bilatte, der sich „Erzbischof, Metropolit und Primas“ der Altkatholiken in Amerika nennt und gelegentlich auch den tyrischen Titel „Mar Timotheus I.“ führt, ist — wie hieraus ersichtlich — nach Kräften bestrebt, den Altkatholizismus zu kompromittieren. Es ist das bedauerlich, denn mit Recht bemerkt dazu der „Kath.“, daß diese Vorgänge beweisen, wie günstig in Amerika der Boden der Organisation unabhängiger katholischer Diözesen wäre, wenn sich nur die rechten Männer fänden, die die Leitung übernehmen könnten.

Miszelle.

(Aberglauben in Berlin.) Ein Dienstmädchen hatte einen jungen Mann St. lieb gewonnen. Dieser ließ aber trotz der ihm zugesandten Briefe nichts mehr von sich hören. Die Betrogene klagte ihr Leid einer Kartenschlägerin. „Den wollen wir bald wiedererkriegen,“ war die Antwort, „ich habe Zauber- mittel, die nie fehlschlagen.“ Und nun begann der Zauber. Das Mädchen mußte eine weiße Taube kaufen und der Alten bringen. Die Taube wurde geschlachtet, die Zauberin briet und verzehrte sie. Nur das Herz erhielt das Mädchen mit dem Auftrage, es zu Hause zu verbrennen und die Asche zu vergraben. Nach acht Tagen würde dann der Mann, der ihr das „gebrannte Herzeleid“ angethan habe, zu ihr zurückkehren. Das Mädchen, das der Alten für ihre Bemühungen 2 Mk. zahlen mußte, folgte der Weisung. Aber St. kam nicht. „Dann müssen kräftigere Mittel angewendet werden,“ meinte jene. Zunächst die Froschkeule. Die Zauberin zeigte dem Mädchen eine solche, und da sie von einem amerikanischen Frosch herrührte, mußte das Mädchen 3 Mk. dafür zahlen. Die Froschkeule wurde verbrannt und vergraben. St. kam nicht. Nun waren

größere Opfer zu bringen. Es wurden nun nach der Reihe die verschiedensten Zaubermittel zur Anwendung gebracht, so ein Handtuch zum Anbinden des St., Glückswurzeln zur Ausräucherung der Kammer des Mädchens, Liebestropfen und endlich ein Totenpulver. Für alles das mußte das arme Mädchen tüchtig zahlen, aber alles half nichts, der Geliebte kam nicht. Die Betrogene erstattete endlich die Anzeige. Im Termin behauptete die Angeklagte, daß sie von der Wirksamkeit ihrer Sympathiemittel um so mehr überzeugt sei, da sie dieselben selbst mit Erfolg gegen einen ihrer früheren Ehemänner, welcher reuig zu ihr zurückgekehrt sei, angewendet habe. Sie berief sich auf ihre halbtaube Aufwärterin darüber, daß viele Damen ihren Dank durch Geschenke zu erkennen gegeben hätten, weil die Mittel sich so glänzend bewährt hätten. Dies wurde allerdings von der Aufwärterin bestritten, aber auch, daß die Angeklagte sich bisweilen über die Dummheit der Menschen lustig gemacht habe. Das Urteil lautete auf drei Monate Gefängnis.

Altkatholische Gemeinde Kattowik.

Sonntags, den 1. Mai ds. Js., findet in Kattowik die Einweihung der neuerbauten (alt)katholischen Kirche durch den hochwürdigsten Herrn Bischof Dr. Weber aus Bonn statt.

Zu dieser Festfeier beehren sich die unterzeichneten Gemeindeförperschaften hiedurch aufs freundlichste einzuladen unter gleichzeitiger Mitteilung folgenden Programms:

1. Sonnabends, den 30. April, abends 8 Uhr, im Saale des Herrn Max Wiener (Hôtel de Prusse): öffentlicher Fest- und Familienabend mit einem Vortrag des hochw. Herrn Bischofs und musikalischen Vorträgen.

Zu dieser Vorfeier haben Angehörige aller Konfessionen mit ihren Familien freien Zutritt.

2. Sonntags, den 1. Mai, vormittags 10 Uhr: Einweihungsfeier mit daran sich anschließendem Hochamt; Festpredigt des Herrn Bischofs und Ansprache des Herrn Pfarrers Kaminski aus Thienen in Baden, des Gründers der Gemeinde.

3. Nachmittags 4 Uhr: Festmahl im Saale des Hôtel de Prusse. Preis des trockenen Gedrucks 3 Mark.

Eine Liste zum Einzeichnen liegt bis zum 30. April beim Herrn Max Wiener aus. Anmeldungen zu dem Festmahl nehmen auch die beiden unterzeichneten Vorstehenden entgegen.

Der Kirchenvorstand:

Karl Müller,
Vorsteher u. Pfarrer.

Die Gemeindevorstellung:

Max Gierth,
Vorsteher.

Zu vorstehender Einladung sei noch Folgendes bemerkt:

Besondere schriftliche Einladungen an die Mitglieder der Kattowiker Gemeinde, an die auswärtigen Glaubensgenossen, Gemeinden und Herren Geistlichen — mit Ausnahme der benachbarten schlesischen — ergehen nicht.

Die Herren Geistlichen, die an den Einweihungsfeierlichkeiten teilzunehmen beabsichtigen, werden gebeten, Soutane, Chorrof, Kragen, Stola und Birett mitzubringen, sowie die Zeit ihrer bzw. der Herren Deputierten Ankunft in Kattowik unter gleichzeitiger Angabe der Namen derselben dem Pfarrer Müller rechtzeitig mitzuteilen.

Am 1. Mai ist der Eintritt in die Kirche nur gegen Vorzeigung von Einlaßkarten gestattet, die bei den unterzeichneten Vorstehenden unentgeltlich zu haben sind und von den auswärtigen Teilnehmern beim Familienabend oder vor dem Gottesdienste in Empfang genommen werden können.

Diesem Herrn Geistlichen und Abgeordneten, welche an dem Montags, den 2. Mai, in der Gleiwitzer Gemeinde stattfindenden bischöflichen Gottesdienste und dem daran sich anschließenden Festmahl und Familienabend sich zu beteiligen gedenken, wollen dies dem Pfarrer Müller zu Kattowik oder direkt an den Vorstehenden des Gleiwitzer Kirchenvorstandes, Herrn Professor Pawlitschka vorher mitteilen.

Der Katholik,

schweizerisches Organ für kirchlichen Fortschritt, für 1898 in seinem 21. Jahrgang erscheinend, kann jederzeit abonniert werden. Derselbe erscheint jeden Samstag wenigstens 8 Seiten stark. Gewünschte Nummern werden nachgeliefert. Von früheren Jahrgängen sind einzelne Nummern vergriffen. Abonnementspreise: Für die Schweiz Fr. 4 jährlich. — Nach dem Ausland bei direkter wöchentlicher Franko-Zusendung unter Kreuzband Frs. 8 pro Jahrgang. — Im deutschen Reichspostgebiet kann der „Katholik“ zu Mk. 1.95 per Semester bei jeder Poststelle abonniert werden.

Deutscher Merkur.

Vierteljährlicher Preis bei der Post:

2 Mark

Postzeitungs-Katalog Nr. 1892.

bei den Expeditionen

in Köln und München:

1 Mark 60 Pf.

Einzelne Nummern à 15 Pf.

Inserate die gespaltene Zeitspalt 25 Pf.

soweit sie dem Inhalte des Blattes angemessen sind.

Organ

für

katholische Reformbewegung.

Redaktion:

München, Jungfernhofstraße 2.

Haupt-Expedition: München

Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei
von Dr. C. Wolf & Sohn.

Expedit. für Köln und Deub, Paul Neubner
Buch- und Kunsthandlung, Köln, Dohestr. 81.

Inhalt. Eröffnung des Paulinum. — Die Vernichtung der katholisch-theologischen Fakultät in Gießen. (Schluß). — Friedensglossen zum Apostolismus (II Fort.). — Korrespondenzen und Berichte: München (Priesterjubiläum des Pfr. Gakenmeier; Kultusminister zur Schulfrage; päpstliche Belobung des „Bellian“). — Aus Baden (Z. A. Czernowka in Balterstweil). — Bonn (Geh. Sanitätsrat Dr. Schäfer †; Bischof Dr. Weber; alt. Bürgerverein). — Offenbach (Stiftungsfeier). — Krefeld (Pfr. Dr. Raog). — Berlin („Tägl. Rundschau“ über das Zentrum). — Böhmen (Familienabend der Warnsdorfer Gemeinde). — Wien (Statistisches).

Eröffnung des Paulinum.

Die in Bonn gegründete altkath. Anstalt für Gymnasiasten, welche den Namen Paulinum führt, wurde Mittwoch den 20. April um 8 Uhr abends durch eine stille Feier in dem Hause Arndtstraße 22 eröffnet. Einladungen zur Feier waren nicht ergangen; außer den Hausbewohnern nahmen nur der Bischof und der Pfarrer der Bonner Gemeinde teil. Der Bischof eröffnete die Feier mit einer kurzen Ansprache etwa folgenden Inhaltes.

Der heutige Tag erfüllt uns alle mit Freude und fordert auf zum Danke gegen Gott, denn von ihm gilt das Wort des Psalmisten: „Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat; laffet uns freuen und frohlocken an ihm.“ Die Gründung einer Anstalt, wie diejenige, die wir jetzt eröffnen, war ein in der kath. Kirche der deutschen Altkatholiken lange und tief empfundenenes Bedürfnis. Aber woher die dazu erforderlichen Mittel nehmen? Es zeigte sich kein anderer Weg, als an die Opferwilligkeit der vermögendere Altkatholiken zu appellieren, und der Appell ist nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Es gingen so viele Gaben ein, daß gewagt werden konnte, das Haus, in dem wir uns befinden, und das mit Staatsgenehmigung als erste Liegenschaft dem Bistum überwiesen ist, zu kaufen und die Eröffnung der Anstalt mit dem Beginn des neuen Schuljahres in Aussicht zu nehmen.

Freuen wir uns also und danken wir Gott von ganzem Herzen, daß wir heute so weit sind; bitten wir ihn aber auch, daß die Hoffnungen, die wir an die Anstalt knüpfen, in Erfüllung gehen.

Die Statuten bezeichnen den Zweck der Anstalt. Sie soll eine Pflanzstätte christlicher Gesittung im Sinne des Apostels Paulus werden. Dabei handelt es sich also um euch, geliebte Zöglinge. Eure Eltern haben euch hierher gegeben, damit ihr das Gymnasium besuchen sollt. Sie sowohl als die Anstalt erwarten von euch, daß ihr durch Aufmerksamkeit, Fleiß und volle Hingebung an die in der Schule gelehrten Fächer als gute Schüler dem Gymnasium zur Ehre und euern Lehren zur Freude gereicht. Aber ihr selbst kennt den weisen Spruch: „Qui proficit in litteris, sed deficit in moribus, plus deficit quam proficit.“ (Wer wissenschaftlich Fortschritte, sittlich aber Rückschritte macht, macht mehr Rückschritte als Fortschritte.) Demnach wird die Anstalt euch anleiten, mit dem Streben nach gelehrtem Wissen das Streben nach echter Religiosität und Gesittung im Geiste der kath. Kirche zu verbinden. Die Wurzel aller Religiosität und Gesittung ist die Tugend der Wahrhaftigkeit. Die Pflege dieser Tugend in jedem einzelnen und selbst im kleinsten lege ich euch ganz besonders ans Herz. Gebt der Lüge niemals den Raum, weder in eurem Denken noch im Reden. Vonseiten der Anstalt wird alles

gethan werden, um euch das Elternhaus zu ersetzen und euch den Aufenthalt in ihr nicht nur zu einem segensreichen, sondern auch angenehmen zu machen. Seid auch ihr daher in allem gern gehoriam euren Vorgesetzten und thut in jedem eure Pflicht. Dann dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß ihr als leiblich und geistig gesunde, wohl erzogene, der Wahrheit und Gerechtigkeit ergebene, für euren künftigen Lebensberuf tüchtig vorgebildete Jünglinge die Anstalt der-einst verlassen und bis in die spätesten Tage eures Lebens sie segnen werdet. Möge das alles an einem jeden von euch und an denen, die später in dieses Haus aufgenommen werden, in Erfüllung gehen! Das walte Gott!

Nach dieser Ansprache wurden den Teilnehmern an der Feier einige Erfrischungen verabreicht. Man blieb in lebhafter, dem Alter der Zöglinge angemessener Unterhaltung zusammen, bis der Herr Bischof und Pfarrer Demmel vor 10 Uhr sich verabschiedeten.

In das Paulinum sind vorerst sechs Schüler aufgenommen, die zum größten Teil die höheren Gymnasialklassen besuchen. Die Unterhaltung der Anstalt wird noch viele Sorge machen und bedeutende Opferwilligkeit erfordern. Aber bisher hat Gott geholfen; wir vertrauen, daß er auch weiter helfen wird!

Die Vernichtung der katholisch-theologischen Fakultät in Gießen.

(Schluß.)

Der christliche Staat als oberster Schutzherr seiner Unterthanen kann solche Zustände nicht dulden; darum reklamierten Hessen und seine Verbündeten ihr landesherrliches Schutz- und Aufsichtsrecht über die katholische Kirche. Als der Papst wagte, den Regierungen geradezu Wortbrüchigkeit vorzuwerfen, da gingen die Regierungen selbständig vor. Und sie konnten es damals; sie hatten damals noch katholische Bischöfe, keine päpstlichen Präfecten auf deutschem Boden; auch gab es noch kein irgeleitetes, ultramontanes Volk! Defau Burg, einer der thätigsten Förderer der kirchlichen Neuorganisation und der katholischen Fakultätsgründung in Gießen, wurde Bischof von Mainz. Er ging Hand in Hand mit Herrn von Linde, Referenten im Ministerium des Innern und der Justiz, die hochherzigen Intentionen der Großherzoge Ludwig I. und Ludwig II. durchzuführen. Am 27. November 1830 wurde die katholisch-theologische Fakultät außerordentlich feierlich eröffnet. Die neue Fakultät wurde von den vier alten Fakultäten aufs freundlichste begrüßt; ein schönes Verhältnis entwickelte sich zwischen den beiden theologischen Fakultäten. Durch die Munificenz des Großherzogs war die neue Fakultät nach jeder Richtung so reichlich ausgestattet, daß sie nicht

nötig hatte, mit Neid auf ihre älteren Schwestern zu schauen. Die freundliche Gesinnung der größtenteils evangelischen Bevölkerung Gießens gegenüber den katholischen Professoren und Studierenden der Theologie wußten die alten Herren Professoren nicht genug zu rühmen. Der katholischen Gesinnung und Opferfreudigkeit der Familie Wilbrand, die mit Beginn des 19. Jahrhunderts nach Gießen gekommen war, war es vorzugsweise zu danken, daß dort eine katholische Gemeinde sich sammelte. Ein der Familie verwandter Geistlicher aus Westfalen fungierte dort als erster Seelsorger. Mit Unterstützung der evangelischen Bevölkerung und der Regierung erhielt die Gemeinde in den dreißiger Jahren auch eine schöne Kirche. Von größter Bedeutung für die Entwicklung der katholischen Gemeinde Gießens war das Dasein einer größeren Anzahl junger Theologiestudierender, die ihrer Religion mit Eifer anhängen und zugleich zu den fleißigsten Studenten zählten. Unter den Professoren befanden sich Namen, die in ganz Deutschland einen guten Klang hatten, wie Kuhn, Staudenmayer, Leopold Schmid. Die Frequenz war Anfangs schwach. Von 1830 bis 1838 durchschnittlich 13 bis 26, von da bis 1846 stieg die Zahl auf 54, von 1846 an auf 84. Nach dem Tode des Bischofs Burg und seines Nachfolgers Humann, der kaum ein Jahr an der Spitze der Diözese stand, folgte 1835 Leopold Kaiser, der sich bis zum letzten Atemzuge in wahrhaft väterlicher Weise der Gießener Fakultät angenommen hat. Seiner Intervention war der Vertrag mit Nassau zu verdanken, wonach auch für die katholischen Theologen Nassaus die Gießener Fakultät als Landesuniversität gelten sollte. Auch Bischof Pfaff von Fulda — eine bischöfliche Idealgestalt körperlich und geistig, den ich das Glück hatte, nicht bloß wiederholt zu sehen, sondern der sich auch herabließ, mich einer kurzen Unterhaltung zu würdigen, dessen Bild darum immer vor meine Seele trat, wenn ich des göttlichen Kinderfreundes gedachte — Bischof Pfaff, sage ich, war ebenfalls ein Gönner der Fakultät, war mehreren Fakultätsmitgliedern persönlich befreundet, schickte seinen eigenen Vetter zum Studium der Theologie nach Gießen und strebte ein Nassau ähnliches Verhältnis für Kurhessen an.

So war die jüngste Stiftung in kurzer Zeit trotz Papp zu einem kräftig aufstrebenden Baume geworden. Doch war es des Papstes Anhang gelungen, ein kleines eozitisches Würmchen in das Mark des Baumes zu praxtizieren, das sich im Saft desselben allmählich zu einem Wurm anfrachte, an dem schließlich der Baum zu Grunde ging. Dieser Wurm war Kaspar Riffel, gebürtig von Biedesheim, der sich eine Ehre daraus machte, sich von der Gießener Fakultät zum Dr. theol. promovieren zu lassen, um dann als wohlbestallter ordentlicher Professor in seiner Art an ihr zu wirken. Fröhlich schon fing er an, als Dozent mancherlei tolle Sprünge zu machen, also daß in seinen Kollegen der Verdacht rege wurde, er gehe darauf aus, die Fakultät der großh. Regierung gegenüber zu kompromittieren. So vergaß er einem Studiosus med. Popp gegenüber, der ihn während der Vorlesung abgemalt, so sehr seine Würde, daß es zu einem Injurienprozeß beim Hofgericht kam und die Sache schließlich sogar noch den Staatsrat beschäftigte. Bald darauf fing er eine Stänkeri mit seinen Kollegen Kuhn und Staudenmayer an. Die beiden berühmten Männer zogen es schließlich vor, ehrenvolle Berufungen an andere Hochschulen anzunehmen und von Gießen zu scheiden. Seine jüngeren Kollegen Neuß, Rindhäuser und Hartnagel vermochte er, mit ihm eine gemeinsame Wohnung zu beziehen und gemeinsame Wirtschaft zu machen. Man nannte diese Behausung in Gießen spottweise das „Kloster“. Trat dann aber bald, während er in seinen kirchenrechtlichen Vorlesungen zu nicht geringer Unterhaltung zahlreich versammelter Gießener Studentenschaft sehr großen Eifer für den Zölibat an den Tag legte, mit der das Hauswesen besorgenden Schwester Hartnagels in Beziehungen, welche dieser auf keine Weise dulden zu dürfen glaubte. Das war der Anfang. Dazu

kam dann noch, daß Riffel seine Kollegen veranlaßte, in ihrer Wirtschaft auf gemeinsame Kosten einen so großen Aufwand zu machen, daß diese und insbesondere wieder Hartnagel dadurch in die schlimmsten pekuniären Verlegenheiten gebracht wurden. Die gemeinsame Wirtschaft trennte sich endlich 1840 im größten Streit, und Riffel versuchte nun, auf eine sehr unedle Weise sich namentlich an Hartnagel zu rächen, unter anderm durch die Aufnahme eines Protokolls über angeblich private Handlungen desselben, das er von einem Studenten, der es nicht gelesen, als Zeugen unterschreiben ließ und dann als Klagebibell dem Bischof Kaiser überbandte. Dieser wußte jedoch schon, wie er mit Riffel daran war, und so scheiterte der Plan.

Um dieselbe Zeit sprach er in seinen Vorlesungen über die neueste Kirchengeschichte mit einer Bitterkeit über die Reformatoren, daß es allgemeines Aufsehen erregte und zuletzt eine Untersuchung darüber angeordnet werden mußte. Bei dieser Gelegenheit wurde auch Professor Schmid von den kirchlichen und staatlichen Behörden zu einem Gutachten veranlaßt. Er widerriet, Riffel bloß auf Grund der Bestimmungen der Dienstpragmatik seiner Stelle zu entheben, weil er sich dann in der Öffentlichkeit als ein Opfer der katholischen Lehrenfreiheit im protestantischen Gießen hinstellen würde. Gleichwohl wurde im Staatsrat aus Schonung gegen den geistlichen Charakter Riffels alles Persönliche mit Stillschweigen übergangen und nur das für den konfessionellen Frieden Nachteilige seines Benehmens hervorgehoben; in der Pensionierung bezog sich die höchste Behörde ledig auf die Bestimmungen der Dienstpragmatik. Der Rättyrer für katholische Freiheit war fertig. In Mainz, wo man es längst als schwere Beleidigung empfunden, daß die theologische Fakultät in Gießen und nicht in Mainz sich befand, injenierte die Freunde Riffels einen Petitionssturm für die Ueberführung der Fakultät nach Mainz. Der Jesuit Dewis der sich mit einigen Mitgliedern seines Ordens im Lande des konvertierten Herzogs Ferdinand von Rötthen aufhielt, kam nach Gießen und hatte mit einigen Fakultätsmitgliedern Unterredungen, in denen er sich dahin ausdrückte: „Man müsse vor allem bestrebt sein, die katholisch-theologischen Fakultäten von den Universitäten zu entfernen, und am süglichsten mache man darin seinen Anfang mit der Gießener katholisch-theologischen Fakultät“.

Ein ultramontaner Bund bestand längst, dessen Häupter die späteren Bischöfe Geißel, Käß und Weiß und die Professoren Dieringer, Lüst, Saujen und Riffel waren. Allmählich hatte man an alle Bischofsstühle in Rom gebildete Geistliche, die ihr Deutlichkeit völlig ausgezogen und sich dem Papste mit Haut und Haaren verkauft hatten, vorgehoben. Sie hatten die Aufgabe, ohne selbst zunächst auf den Bischofsstuhl zu aspirieren, doch das Nest in der Diözese in die Hand zu bekommen. Auch den hochbetagten Bischöfen Pfaff in Fulda und Brand in Limburg fehlten diese päpstlichen Gefangenwärter nicht. Bischof Pfaff hatte noch nicht die Augen geschlossen, da war Riffel schon Gast im Pfarrhaus des guten, lebenswürdigen, aber geistig unbedeutenden und schwachen Christof Florentius Kett auf Amöneburg bei Kirchheim. Riffel und Dr. rom. Schneider in Fulda sädelten seine Wahl für den Fuldaer Bischofsstuhl ein. Kett wurde Bischof und ging bis an sein seliges Ende von der Hand des einen Dr. rom. in die des andern über. Von Beziehungen zu der Gießener Fakultät war natürlich keine Rede mehr.

Nach Bischof Brand wurde unter ähnlichen Verhältnissen Blum Bischof von Limburg, ein schwacher Charakter, der in der Kulturkampfszeit sogar unser innigstes Mitleid erregen konnte. Domkapitular und geistlicher Rat Schütz war zunächst sein Mentor, ein begabter, redegewandter Mann, der aber zu den mir im Leben häufig genug begegnenden Priestern gehörte, die mit ihrem untadeligen Papietglauben nur ihre sittlichen Mängel zu verbergen suchten. Gerade zu der

Zeit, wo Kiffel es brauchte, war Schütz allmächtig in der katholischen Kirche Nassaus. Wiederholt verlangte er im Landtage im Namen der Freiheit die Kündigung des Vertrags mit Hessen, indem er zugleich die Gießener Fakultät mit Not bespritzte. Endlich gelang es ihm. Die Theologiestudierenden Nassaus mußten Gießen fern bleiben, wenn sie eine Anstellung in Nassau haben wollten.

Kiffel und sein Anhang beuteten jede Gelegenheit aus, um der Fakultät eins zu verzeihen. Als ein katholischer Theologe zu Gießen, Georg Keilmann, deutsch-katholischer Prediger in Offenbach wurde, titulierte die Kiffelschen Blätter die Gießener katholischen Theologieprofessoren nicht anders als „Schneidemühler“, so daß Professor Schmid sich gezwungen sah, ein kleines Schriftchen herauszugeben, in welchem er sich mit den Deutschkatholiken auseinandersetzte. Im „Frankfurter Journal“ und anderen ähnlichen Blättern wurde Schmid deshalb als Ultramontaner, Jesuit, Dunkelmann bezeichnet. Hofgerichtsadvokat Dr. Welter beschuldigte in demselben Blatt Prof. Dr. Hartnagel, ein Kind aus gemischter Ehe unrechtmäßig gekauft zu haben. Eine spätere gerichtliche Entscheidung fiel zu Gunsten Dr. Hartnagels aus. Aber für die erste Zeit wirbelte auch diese Angelegenheit viel Staub auf. Der Kiffelsche Anhang aber zog die Konsequenz: „Seht, sogar die „Schneidemühler“ sind noch zu katholisch für diese Gießener; also fort mit der katholisch-theologischen Fakultät von Gießen.“

Nun rückte das Jahr 1848 heran. Niemand verstand den Freiheitswindel dieses Jahres gründlicher auszubenten, als die Ultramontanen. Auch Kiffel bewarb sich um ein Mandat zur Frankfurter Nationalversammlung; mündlich und schriftlich wandte er sich an seine Mitbürger: „Die Freiheiten, Erleichterungen und Verbesserungen, die wir beanspruchen, sind: 1. Erziehung der von Anfang an verfehlten Bundesverfassung durch eine kräftige, auf dem Prinzip der Volkssouveränität basierte Reichsverfassung, 2. Gleiche politische Rechte aller, ohne Unterschied des Glaubens und Standes, Trennung von Kirche und Staat, 3. Unbeschränkte Wählbarkeit und Wahlfähigkeit eines jeden Staatsbürgers zu politischen und Gemeindegewalten, 4. Volle Pressefreiheit und Aburteilung der Preßvergehen durch Schwurgerichte, 5. Aufhebung des unnützen Hofstaates und dadurch von selbst eintretende Verminderung der Zivillisten und Apanagen, 6. Freies Vereins- und Versammlungsrecht, 7. Unbedingte Lern- und Lehrfreiheit“ u. s. w. Im Namen dieser Freiheit verlangte man Abschaffung sowohl des Bienniums, d. h. der Vorfrist, zwei Jahre auf der Landesuniversität zu studieren, als auch des akademischen Trienniums für das Großherzogtum Hessen. Das Ministerium Saup gewährte die Forderung, ohne den akademischen Senat auch nur um ein Gutachten darüber aufzufordern. Saup, ein ebenso wohlwollender als freisinniger Mann, bedachte nicht, daß eine Partei existierte, welche die Unterrichtsfreiheit nur verlangte, um sie zu Gunsten des Papsttums in das gerade Gegenteil zu verwandeln. Jetzt war das Heil der Fakultät nur noch auf einen Mann gestellt; das war Bischof Kaiser, und auch der starb im Dezember 1848.

Wohl wurde Prof. Dr. Leopold Schmid vom Mainzer Domkapitel zum Bischof gewählt und die Regierung berief ihn als erwählten Bischof in die I. Kammer. Allein ohne den durch verschiedene Bullen feierlich und ausnahmslos zugesagten Informationsprozeß anzuordnen, verwarf Pius IX. die Wahl und ordnete eine Neuwahl an. Die Darmstädter Regierung gab nach und der Papst bestätigte Wilh. Emmanuel v. Ketteler; er wurde im Juni 1850 in seine neue Würde eingeführt. Am Schluß des Wintersemesters 1850/51 zweifelte in Gießen niemand mehr, daß es mit der katholisch-theologischen Fakultät zu Ende sei. Beim Wiederbeginn der Vorlesungen ließ sich kein katholischer Theologe blicken. Die Fakultät war nicht mehr, obwohl nicht ein einziges Schriftstück weder seitens der Regierung noch seitens des Bischofs an sie gelangt

war. Erst im Mai 1851 kam das erste und letzte Dokument in der Sache nach Gießen, in welchem das bischöfliche Ordinariat zu Mainz dem Dekanat der Fakultät mitteilte, Se. bischöflichen Gnaden habe es als eine dringende Gewissensangelegenheit angesehen, zu handeln, wie sie gehandelt.

Das war die Kampfweise des alten heidnischen Rom, das ist auch die Kampfweise des papistischen Rom. Ich brauche nicht zu sagen, wohin wir seit jenen Tagen gekommen sind; es liegt vor aller Augen und der Einfluß Roms wächst von Tag zu Tag: Gerade in unseren Tagen stürmt es vor, als ob es noch am Schluß des 19. Jahrhunderts am Ziele seiner Weltherrschaftspläne ankommen wolle. Und was will es nach Erreichung dieses Ziels? Nichts anderes als die Hauptgüter unserer Kultur und Gesittung vernichten. Wer das nicht sieht und darin Uebertreibung findet, der schaut nicht klaren Auges hinein in die Dinge, wie sie sich um uns gestalten haben und immer mehr gestalten. Rom ist mächtig geworden, das steht unleugbar fest. Seinem Treiben muß ein Ende gemacht werden, ehe die Nacht der römischen Unfreiheit und Unkultur sich wieder über uns und die Völker der Erde legt. Und dies ist nur möglich, wenn alle romfreien religiösen Kräfte sich sammeln und über alle kleinen religiösen Unterschiede hinweggehend in Bekämpfung des schlimmsten Feindes der Menschheit gemeinsame Sache machen. Unsere germanischen Vorfahren haben die alte abfallende romanische Welt zertreten. Seien wir ihrer nicht unwürdig!

Friedensglossen zum Apostolikum.

II. (Fortsetzung.)

Dem „gestorben, begraben“ des Apostolikum folgt: abgestiegen zu den Untern

ein Satz, der zum Streitworte geworden ist. Zum Streitworte aber ward er wohl weentlich wegen der hier gewöhnlichen, den lateinischen Text nicht wahren Uebersetzung: „abgestiegen zur Hölle.“ In dieser Uebersetzung ist weniger das Apostolikum als der durch das Apostolikum nicht gelehrte Höllenglaube festgehalten — ein Glaube, der allerdings viele christliche Jahrhunderte hindurch geherrscht hat.

Die vordere Grundlage für diesen Höllenglauben dürfte der altjüdische Volksglaube vom Scheol mit der Gehenna gewesen sein. Dem entsprach in der griechisch-römischen Mythologie der Hades mit dem Tartarus. Die germanische Mythologie brachte dazu den Hel- (oder: Hella) Glauben, der zu dem deutschen Namen Hölle geführt hat. Zu all dem kam buchstabenmäßige Auffassung vieler Schriftstellen, namentlich der Parabel vom reichen und armen Manne, sowie Verknüpfung der symbolischen Sprache der Apokalypse in ihrem Worte vom „feurigen mit Schwefel brennenden Pfuhle“, das, wie die Parabel vom reichen und armen Manne, dem Endgerichte gilt, der erst durch dieses herbeizuführenden großen Scheidung.

Ein Absteigen des Herrn zu solcher Hölle ist im Apostolikum nicht zu suchen. Dies sagt nur, der Herr sei — nachdem er, zufolge der vorausgeschickten Sätze, die Sühne für die ganze Welt geworden — abgestiegen zu den Untern („ad inferos“, nicht: „ad infernum“). Das kann auch übertragen werden: „abgestiegen zu den Gestorbenen.“ Es wird voll gedeckt durch den ersten Petrusbrief und dessen Hinweisung auf den Herrn als „getödt nach dem Fleische, aber lebendig gemacht nach dem Geiste, worin er auch hinging und den Geistern im Gefängnisse predigte, die einst ungehorfam gewesen, als die Langmut Gottes zuwartete in den Tagen des Noah“ (1 Petr. 3, 18 f.). Dabei sind die hier hervorgehobenen Geister nur beispielsweise hervorgehoben; denn weiter folgend (1 Petr. 4, 6) sagt Petrus allgemein, das Evangelium sei verkündigt worden den Toten, auf daß sie selig werden sollten. Also bezweckte der Herr durch sein Absteigen zu den Untern, seinem Erlösungswerke

hinzuzufügen, was nach seinem Kreuzesrufe „Es ist vollbracht“ zunächst für die vor ihm Gestorbenen noch erforderlich war. Dies aber nicht bloß für die Gerechten des Alten Bundes, sondern für alle vor ihm Gestorbenen, die nach ihrem Lebensabschlusse befähigt waren, seinem Kreuzesopfer hinzutreten; ist doch nach 1 Petr. 3, 20 anzunehmen, daß unter denen, die der Herr also aufsuchte, auch Seelen derer gewesen sind, die, während die Nacht in der Arche gerettet wurden, ihren Leibestod in der Strafflut gefunden haben.

Die nähere Bestimmung dieser Seelen als „Geister im Gefängnisse“ kommt dem nahe, was im zweiten Petrusbriefe von den Engeln, die sündigten, gesagt ist, daß sie „in Ketten der Finsternis in den Tartarus geführt worden zur Verwahrung auf das Gericht“ (2 Petr. 2, 4); wo weiterhin auch noch von den Ungerechten unter den Menschen vermerkt ist, daß sie auf den Tag des Gerichts zur Bestrafung bewahrt werden (2 Petr. 2, 9; welche Stelle jedoch Zweifel läßt, nämlich ob sie nicht auf das göttliche Walten gegenüber den Ungerechten in diesem Leben zu beziehen ist. — gar lediglich darauf, was anzunehmen, wenn auflaut der Uebertragung „zur Bestrafung“ zu übertragen wäre „unter Züchtigung“). Danach geht der Ausdruck „Geister im Gefängnisse“ in erster Linie auf das Zustandsverhältnis jener Seelen: sie waren „Gefangene“ infolge der Sünde des menschlichen Geschlechts und unter dessen Todesfolge, so lange die Erlösung durch den Loskaufstod Christi ausstand. Von solcher Gefangenschaft schon als Unerlöste im diesseitigen Leben betroffen, unterstanden sie ihr vollends im Jenseits: mit dem Todeszerfalle ihres Leibes war ihnen Licht und Leben gänzlich genommen. Wenn bereits vor unserm Sterben bloß bei großer Störung unseres Organismus unser Bewußtsein schwindet, wie soll die von ihrem Leibesorganismus vollständig getrennte Seele noch Bewußtsein besitzen? Da ist sie zwar noch — dies auch zufolge des Wortes „Diese Nacht wird deine Seele von dir gefordert werden“ (Luk. 12, 20) — sie ist noch, aber ist als ob sie nicht wäre. Und das muß so lange andauern, bis das durch den Verlust ihres Leibesorganismus ihr Fehlende ihr zugebracht wird.

Wie nun konnte, bevor der Herr selbst der Erstling der Leibesauferstehung geworden war, jenen Seelen das hinzukommen, was ihnen fehlte, um die Predigt des im Geiste zu ihnen abgestiegenen Herrn zu vernehmen? Auch in diese Frage führt der erste Petrusbrief ein durch das, was er vom Herrn sagt: „lebendig gemacht nach dem Geiste.“ Dem Herrn, als er „getötet worden nach dem Fleische“, brachte der Tod nicht das, was er uns bringt, Bewußtlosigkeit: seine Seele in Vereinigung mit dem göttlichen Worte blieb im Leben. Hätte nun bloß dies hervorgehoben werden sollen, so würde Petrus doch einfach gesagt haben: „getötet nach dem Fleische, aber lebend nach dem Geiste.“ Statt dessen steht das auffällige „lebendig gemacht“. Dies führt auf ein sofort mit des Herrn Tode eingetretenes neues Verhältnis, „in welchem er auch hinging und predigte“. Dabei liegt es greifbar nahe, wodurch dies neue Verhältnis gegeben war. Als er getötet war nach dem Fleische, „schaute doch sein Fleisch die Verwerfung nicht“ (1 Th. 2, 27. 31. 13. 34. 35); wie seine Seele in Vereinigung mit dem göttlichen Worte verharrete, so wurde auch sein Leib im Tod und Grabe nicht daraus getrennt, konnte dieser darum der Verwerfung nicht unterliegen, — aber nicht bloß das, es war in ihm auch das nach stofflicher Seite zur Ergänzung der Untern Erforderliche gegeben, auf daß der Herr schon vor seiner Auferstehung den Toten die große Predigt des Evangeliums zu teil werden lasse.

Den weitem Anhalt bietet zunächst das Wort des Herrn über Abraham (Joh. 8, 56): „Abraham ward froh, daß er meinen Tag sehen sollte (dies in seinem Glauben, als er die

Verheißungen während seines diesseitigen Lebens empfing), und er sah ihn und freute sich“ (dies, als der Tag gekommen, der Herr im Fleische erschienen war). So aber konnte er sich nur freuen, wenn ihm Kunde von diesem Tage unter Ergänzung, um diese Kunde zu erfassen, zugekommen war. Wie anders soll das geschehen sein als vom Herrn her von dessen Fleische, her von dessen organischem Leibe, als er hienieden wandelte? Bei Annahme solcher Einwirkung erklärt sich ferner sofort beides, was die Evangelien über die Verkörperung des Herrn mitteilen: daß Moses und Elias mit dem Herrn redeten, und daß die dabei anwesenden Jünger ein stofflich überaus Herrliches empfanden, in Folge dessen Petrus das Wort sprach: „Hier ist gut sein“ (Matth. 17, 1—13. Mark. 9, 2—13. Luk. 9, 28—36; vgl. 2 Petr. 1, 17 ff.) — Hierzu kommt das Wort des Herrn zu dem reuigen Schächer: „Noch heute wirst du mit mir im Paradies sein“ (Luk. 23, 43). Das erste Paradies enthielt eine Naturerhöhung, die zur Naturverklärung führen sollte, aber unterging, als die Menschheitselemente sündigten. Das durch Christus erneuerte Paradies wird vollendet bei seiner Wiederkunft in der dann eintretenden Naturverklärung (Off. 21, 22). Der Anfang dieser dereinstigen Naturverklärung begann in vollem Glanze mit des Herrn Auferstehung, verhüllt aber schon vorher mit seinem Tode, als sein Fleisch ausgelitten hatte, in diesem, dem unverweslichen. Von diesem Zeitpunkte bis zur Wiederkunft Christi ist kein anderes Paradies auszu denken als des Herrn Leib (vgl. 2 Kor. 12, 4 und Deutscher Merkur Jahrg. 1898 S. 35). In ihm war gegeben, wessen es zur Ergänzung für die Toten bedurfte, zu denen er abstieg.

Hiermit ist das Wort „abgestiegen zu den Untern“ noch nicht erschöpft. Auch nach Christus waren und sind die meisten Menschen gestellt wie die Menschen vor ihm. Sie müssen sterben, ohne ihn gesehen zu haben; nur verhältnismäßig wenige sind, die von ihm wissen, noch weniger, die, von ihm wissend, zum Glauben an ihn gelangen. Und die da an ihn glauben, ist ihr Glaube, wie er sein soll, wenn der Tod ihr diesseitiges Leben beendet? Galt der Ruf des Herrn zu Philippus „So lange bin ich bei euch, und du hast mich nicht erkannt, Philippus!“ nur etwa für diesen? Demnach bedürften und bedürfen auch seit Christus die Menschen, die das diesseitige Leben verlassen haben wie die „Untern“, zu denen der Herr abstieg, gleicher Hilfe durch ihn unter Zubeingung des ihnen Fehlenden, und ist dies nur insoweit anders zu denken, als seine Auferstehung und Himmelfahrt darin eine Veränderung herbeigeführt haben. Auch hierfür fehlt der Anhalt nicht. Der Herr sagte bei seinem Abschiede zu seinen Jüngern: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. . . Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten; und wenn ich hingegangen bin und euch eine Stätte bereitet habe, so komme ich wieder und werde euch zu mir nehmen“ (Joh. 14, 2 f.). Und wiederum: „Ueber ein kleines, so werdet ihr mich nicht sehen, und aber über ein kleines, so werdet ihr mich sehen, denn ich gehe zum Vater“ (Joh. 16, 16).

Das der Schriftbezeugung voll entsprechende Wort des Apostolismus „abgestiegen zu den Untern“ berührt hiernach allerdings Verhältnisse, die uns mehr oder minder verhüllt sind. Darum ist es jedoch in keiner Weise ein mystisch irreführendes Wort, vielmehr das Glaubenswort höchsten Trostes, dazu das große Duldungswort, wenn wir vermeinen, bei der Frage nach dem jenseitigen Lose unserer Menschenbrüder urteilen und verurteilen zu sollen; auch derer sind selig geworden, die in dem Flutgerichte untergingen, weil sie ungehorjam gewesen, als Gott langmütig war in den Tagen des Noah. Und auch derer werden selig werden, die in unsern Tagen über die Predigt für die Toten lächeln oder gar spotten, wofür nur unser Fürsprecher beim Vater bei ihrem Sterben ihnen gegenüber sein Kreuzeswort wiederholen kann „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun“ und dann

auch ihnen zum Heile kommt wie den Toten, die vor ihm starben.

Nur bleibt hinsichtlich der Nachpredigt für die Toten aus der Zeit bis zu Christi Auferstehung und Himmelfahrt, sowie hinsichtlich seines entprechenden fernern Kommens seitdem, immer festzuhalten, daß so nur denen Heil zu bringen, die befähigt, bei Gott im Geiste zu leben; denn es ist dadurch das Drohwort nicht bereinigt: „der eine wird angenommen, der andere wird preisgegeben“ (Luk. 17, 34 f.). Wer unter die zählt, die preisgegeben werden, hat von einer Nachpredigt für ihn kein Heil zu erwarten. Er ist schon gerichtet, weil er nicht geglaubt hat an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes (Joh. 3, 18), d. i. (vgl. Joh. 3, 19 f.), weil er in seinem Lebenswerke zu diesem Glauben, auch nur dem eingeschlossenen, nicht genügend gelangt ist, vielmehr mit solchem Uebelwerke dasteht, daß des Herrn Nachkommen für ihn keine Besserung des Fehlens bringen kann.

Für ihn kann in Ansehung der seinem Tode nachfolgenden Dinge nur fraglich sein, ob außer dem allgemeinen Endgerichte zuvor noch ein Einzelgericht ergeht, in welchem jeder für sich Gott Rechenschaft zu geben hat. Im übrigen gehört ein solcher nicht zu den „Seligen und Heiligen, die da teil haben an der ersten Auferstehung“, zählt vielmehr zu denen, für die der Apokalypstiker weiter verkündigt: „Die andern Toten leben nicht auf, bis die tausend Jahre (d. i. die Zeit bis zu Christi Wiederkunft) vollendet sind“ (Off. 20, 5 f.). Eine Qualhölle für ihn schon vorher anzunehmen, geht nicht an; die sämtlichen Verkündigungen über die letzten Dinge, wie auch die Folgerungen aus seinem Zustande, stimmen nur zusammen bei der gegenteiligen Annahme, daß die Toten, die im Weltgerichte oder auch schon vorher im Einzelgerichte verdammt werden, erst nach unverklärter Leibesauferstehung durch das Weltgericht in das Verdammungsleid verwiesen werden.

Der andere Höllenglaube, der heute noch weithin herrscht, der die Qualhölle als schon längst eröffnet ansieht für die, von denen es im zweiten Petrusbriefe (2 Petr. 2, 9) bloß heißt, daß sie „bewahrt werden zur Bestrafung auf den Tag des Gerichts“ (sofern diese Stelle so richtig übertragen und nicht ausschließlich auf das göttliche Walten gegenüber den Gottlosen im diesseitigen Leben zu beziehen ist) — dieser andere Höllenglaube erscheint nicht haltbar. Ihn heute zu verlassen, hat um so weniger Bedenken, als gerade heute dieser Glaube für viele Menschen ein Hindernis ist, um zu Christus zu kommen. Oder sollte für ihn noch gar das Wort „abgefeuert zu den Untern“ angeführt werden können, dies in Verbindung mit dem Epheferbriefe: „Daß er „aufstieg“, was heißt das anders, als daß er auch hinabgestiegen ist in die untern Dertter der Erde“ (Eph. 4, 9)? Hatte und hat, so schlecht sich hier eine weitere Frage an, unsere Erde Dertter für die Toten? Wenn das zu bejahen sein sollte, so würde daraus noch nicht hervorgehen, daß bei ihnen das Verdammungsleid schon begonnen habe. Ob es aber und wie es bejaht werden kann, bleibt zu betrachten in dem zweitfolgenden Satze „aufgefahren gen Himmel“, wovon ja auch Paulus hier ausgegangen ist. (II. Fortsetzung folgt.)

Korrespondenzen und Berichte.

München. Am 27. April feierte Hr. Pfarrer A. Gagenmeier sein 25 jähriges Priesterjubiläum. Fast ebenso lange wirkt derselbe als Seelsorger in der hiesigen altkatholischen Gemeinde.

An diesem Tage war aus Anlaß des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Otto feierlicher Gottesdienst. Derselbe wurde von dem Jubilar abgehalten. Ihm zu Ehren fand nach dem Gottesdienste in dem an die Sakristei anstoßenden SitzungsSaale eine sinnige Feier statt. Der Saal war mit Girlanden und Topfgewächsen schön geschmückt. An der Wand prangte in Silber die Zahl 25.

Zu den Mitgliedern des Kirchenvorstandes gesellten sich die Herren Kaplan Ullmann, der zufällig in München weilende Pfarrer Meißner aus Landau und Bausführer Trient, der eigens zur Feier aus Augsburg erschienen war. Im Namen aller begrüßte der Vorsitzende des Kirchenvorstandes den Jubilar mit herzlichen Worten und überreichte ihm eine geschmackvoll ausgestattete Adresse mit folgendem Wortlaut:

„Hochverehrter Herr Pfarrer!

Am heutigen Tage vollenden sich fünf und zwanzig Jahre, daß Ihnen Erzbischof Voos in Utrecht die Priesterweihe erteilt und Sie einen Beruf übernommen haben, der zwar reichen Segen für sich und andere, aber auch viele persönliche Opfer und große Verantwortlichkeit in sich schließt.

Fünf und zwanzig Jahre stehen Sie in der Erfüllung Ihrer priesterlichen und pfarramtlichen Pflichten, — und wer könnte darüber ein besseres Urteil fällen, als unsere — Ihre Gemeinde, in der Sie ausschließlich all die Jahre her Ihres Amtes treu gewaltet haben, und welche das, was Ihnen mit der Priesterweihe aus dem unerlöschlichen Gnadenquell Jesu Christi anvertraut worden, in reichem Maße empfangen hat — wie in den Tagen des Friedens, so in den Tagen der Not.

Die Aufgabe, die Sie mit unserer Gemeinde übernommen haben, war keine leicht lösbare, denn schwere Prüfungen waren Ihnen mit uns nicht erspart geblieben. Aber voll Treue und Liebe standen Sie im Amt und im Leben zu Ihrer Gemeinde; in Ihrer Unererschütterlichkeit eines selbstlosen Gottvertrauens waren Sie derselben allzeit ein leuchtendes Vorbild und unter Gottes sichtbarem Beistand führten Sie dieselbe durch alle Bedrängnisse hindurch, so daß sie heute befestigter als je dasteht.

In Erinnerung an all diese Wohlthaten und auch aus persönlicher Hochschätzung kommen wir heute zu Ihnen, um aus vollem Herzen Ihnen zu danken, und wir kommen zu Ihnen mit dem innigen Wunsche, Gott möge Sie uns und unserm heiligen Werke noch Jahrzehnte in voller Gesundheit des Körpers und Geistes erhalten!

Herr Trient brachte als Vorsitzender die Glückwünsche der von Pfarrer Gagenmeier gegründeten Gemeinde in Augsburg dar. Auch Pfarrer Meißner ergriff das Wort. Er bemerkte unter anderm, daß er von der Jubelfeier keine Ahnung gehabt, als er in die Kirche gekommen sei, daß es der schönste altkatholische Gottesdienst gewesen, dem er bis jetzt beigewohnt habe, und daß er wohl in der Sinne aller Kollegen handle, wenn er dem Jubilar deren Sympathien und herzlichste Segenswünsche zum Ausdruck bringe. Tief bewegt dankte Pfarrer Gagenmeier allen Gratulanten. Anknüpfend an die schöne Adresse verbreitete er sich über die 25 Jahre seines priesterlichen Wirkens. Mit hohen Idealen sei er in den geistlichen Stand eingetreten, und seine Ideale seien in den Wirrnissen der Zeit nicht erloschen. Die Kämpfe, welche in München zu bestehen gewesen, hätten ihn und die Gemeinde nicht entmutigt, sondern gestählt. Trotz allen Fährlichkeiten habe sich die Münchener Gemeinde auf ihrer Höhe gehalten. Im Rückblick auf die Vergangenheit dürften wir mit dem Propheten Samuel sprechen: Bis hieher hat uns der Herr geholfen. Aus dem Blick auf die Vergangenheit könnten wir aber auch Zuversicht schöpfen für die Zukunft: der Herr werde uns auch weiter helfen. Besonderen Dank sprach Pfarrer Gagenmeier den Männern aus, die ihm treu zur Seite gestanden. Er bat um ihre fernere Unterstützung und gelobte seinerseits, auch fernerhin alle seine Kräfte in den Dienst unsrer heiligen Sache zu stellen. Er schloß mit den Worten: Wir bleiben die Alten, was sich auch neu mag gestalten.

München. Aus der Rede des Herrn Kultusministers von Landmann in der Plenarsitzung der AbgeordnetenKammer vom 19. April gelegentlich des Kapitels „Deutsche Schulen“

heben wir hervor: Der Standpunkt in Betreff der prinzipiellen Frage wegen Verstaatlichung der Volksschulen ist Ihnen bekannt und die Staatsregierung hat keinen Anlaß, davon abzuweichen. Mein Vorgänger, Minister Dr. v. Müller, hat am 28. Februar 1894 hier die Frage der Verstaatlichung der Volksschulen als eine wohl nur akademische bezeichnet und die Ansicht ausgesprochen, daß kein Anlaß bestehe, an den Grundlagen unseres Volksschulwesens zu rütteln. Unterm 10. Dezember 1896 ist auch in diesem Sinne auf die Mediateingabe des Episkopats über das Volksschulwesen in Allerhöchster Entscheidung Ausdruck gegeben worden. Die Herren Erzbischöfe und Bischöfe haben unter dem 24. Dezember 1896 in einer an den Prinz-Regenten gerichteten Eingabe auf die Bestrebungen hingewiesen, die auf eine Aenderung des in Bayern bestehenden Verhältnisses zwischen Kirche und Schule hinielen und hatten der Meinung Ausdruck gegeben, daß diese Richtung in der letzten Zeit eine Wendung angenommen habe, die den Bischöfen die Pflicht auferlege, an Allerhöchster Stelle dahin zu wirken, daß der Kirche ihr Einfluß und ihr Recht auf die Schule bewahrt bleibe, wie es der allgemeine Wunsch des noch in seiner Mehrheit gläubigen Volkes sei. Die Eingabe schließt mit der Bitte, es mögen die altkatholischen Grundzüge der christlichen Erziehung aus unserer Volksschule nicht verdrängt werden. Der Allerhöchste Entscheid an den Erzbischof von München-Freising erklärt die Verjagung für unbegründet, daß die beklagten Vorgänge eine prinzipielle Aenderung der bayerischen Volksschulen zur Folge haben könnten. Zugleich wird in dem Handschreiben die Bitte des Episkopats, daß die bewährten Grundzüge der christlichen Erziehung nicht aus den Volksschulen verdrängt werden möchten, als auch den Allerhöchsten Absichten entsprechend bezeichnet. Bezüglich der Simultanschulfrage führte der Herr Minister aus: Unter Eingehen auf die prinzipielle Seite der Sache habe ich zu erklären, daß die Staatsregierung in dieser Hinsicht den vermittelnden Standpunkt der allerhöchsten Verordnung vom 26. August 1883 einnimmt, die, wie ich glaube, sich bewährt hat. Im übrigen habe man in den vorangegangenen Verhandlungen gesehen, wie schroff sich in dieser Sache noch die Ansichten gegenüberstehen und daß auch aus diesem Grunde das Festhalten am vermittelnden Standpunkt immer noch das Beste ist. Die betreffende Verordnung enthält einen ausgiebigen Schutz der Minorität in Bezug auf die Errichtung neuer Simultanschulen beziehungsweise Umwandlung konfessioneller Schulen in solche. Diejenige Bestimmung, welche den kirchlichen Oberbehörden eine gewisse Befugnis in die Hand gibt, bezieht sich nur darauf, daß, wenn der Erteilung zureichenden Religionsunterrichtes Hindernisse im Wege liegen, die Zustimmung zur Errichtung von Simultanschulen zu verjagen ist. Neue Simultanschulen können also auch, selbst wenn die kirchliche Oberbehörde nicht einverstanden ist, errichtet werden, und das kommt auch hier und da vor. Weiter auf die Sache einzugehen habe ich keinen Anlaß, denn es ist kein Antrag auf Abänderung der Verordnung gestellt und ich kann Ihnen versichern, daß ich noch nie einen Streit in dieser Sache zu entscheiden hatte, mit Ausnahme eines einzigen, wo in einer Stadt einzelne Klassen simultan gemacht werden sollten. Der Minister schloß: Das Volksschulwesen ist wohl der schwierigste Teil meines Ressorts; gerade die materiellen Fragen, die da der Lösung harren, gehören wohl zu den aller schwierigsten. Das werden Sie meinen Darlegungen entnommen haben. Ich glaube aber, daß diese Dinge zu einem befriedigenden Ende geführt werden und namentlich, wenn man sich hütet, die materiellen Fragen mit politischen Streitfragen zu verquiden. Jedenfalls werde ich in diesem Sinne wirken.

München. Verschiedene Zentrumsblätter führen seit einiger Zeit einen Krieg gegen das ultramontane Erbauungsblatt „Pelikan“, das den Katholizismus fortwährend durch

Begünstigung des tollsten Aberglaubens bloßstellt und sich insbesondere in Sachen des Tagilichwunders mit Ruhm bedeckt. Dem Herausgeber, dem Priester Künzle, sind aber mächtige Bundesgenossen erstanden. Künzle veröffentlicht nämlich ein Schreiben des Kardinalvikars Parocchi, in dem es heißt:

Der heilige Vater bestätigt und erneuert den Segen, den er schon letztes Jahr Ihnen und Ihrer Zeitschrift übersandte. Er ermutigt Sie dazu, mit sichern Lehren und Andacht und Salbung in jenen Gegenden die Andacht zum allerheiligsten Sakrament zu verbreiten; denn es ist der Mittelpunkt der katholischen Frömmigkeit. . . . Empfangen Sie meine besten Glückwünsche, die ich dem Herrn für Sie und Ihre Zeitschrift darbringe. Gegeben im Biskariate Ihr Lucid. Maria, Kardinalvikar. Rom, 17. Februar 1898.

Ferner kann Künzle sich auf ein Zeugnis des bischöflichen Ordinariats von St. Gallen berufen, das ihm bescheinigt, „daß alle Verdächtigungen und Anschuldigungen gegen seine Person als unwahr und lieblos bezeichnet werden müssen“. Künzle bemerkt dazu:

Da durch die Zentrumspresse ein neuer Sturm gegen den „Pelikan“ tobte und manche Blätter die ärgsten Verdächtigungen gegen meine Person vorbrachten, hat das bischöfliche Ordinariat St. Gallen von sich aus, ohne darum angegangen worden zu sein, uns das Attest zugesandt zur beliebigen Publikation. Unsern lieben Lesern wird es angenehm sein, aufs neue zu erfahren, daß sowohl der heilige Vater in Rom als unser hochwürdigster Bischof mit uns ist.

In dem Artikel „Der falsche Mysticismus unserer Zeit — ein Werk des Ultramontanismus“ (Nr. 17) heißt es:

„Der, auf allen Bestand verzichtende mystische Dufel, jene Geistesrichtung, deren Träger ohne Beschäftigung mit allerhand mehr oder minder abgeschmackten, mindestens gänzlich ungläubigen ‚Wundern‘, ‚Prophezeiungen‘, ‚Heilungen‘, ‚Gebeiserhörungen‘ und ‚Erscheinungen‘, namentlich des Teufels, sich anscheinend recht wohl befinden“, wird eben von einer Macht gepflegt, gegen die auch die ‚Köln. Volksztg.‘ nicht ernsthaft anzukämpfen wagt, ohne sich selbst aufzugeben. Diese Macht aber ist der Ultramontanismus.“

Ist das Voranstehende nicht ein drastischer Beleg dafür! Künzle, unter dem Schutze des „heiligen Vaters“ und seines Bischofs fordert das Jahrhundert in die Schranken. Und das Jahrhundert hat wahrlich Eile, wenn es noch siegen will und nicht eine traurige Erinnerung für eine endlich geistig befreite Nachwelt sein will, denn es geht rasch mit ihm zu Ende.

Aus Baden. Der bisherige Pfarrverweser Mülhaupt zu Waltersweil wurde nach Bonn berufen; es tritt an seine Stelle Herr Czerventa. Ueber den neuen Seelsorger der Gemeinde gehen dem „Alt. Volksbl.“ folgende Daten zu: Herr Joz. Anton Czerventa wurde am 7. Februar 1870 zu Pilsen geboren, bestand im Juli 1890 an dortigen Obergymnasium die Maturitätsprüfung, studierte am bischöflichen Merikalseminar zu Veitmeritz 8 Semester Theologie und wurde am 17. Juni 1894 daselbst zum Priester geweiht. Vom 28. August 1894 bis 31. Juli 1896 war er als Katechet in Morchenstern bei Gablons a. R. und von da bis Ende Mai 1897 als Kaplan in Kadonitz bei Kaaden und sodann wieder in Morchenstern thätig. Er wandte sich der altkath. Kirche zu, bereitete sich vom Oktober 1897 an für die altkath. Seelsorge im altkath. Seminar zu Bonn vor und wurde zum Pfarrverweser der Gemeinde Waltersweil bestellt. Pfarrverweser Mülhaupt übernimmt das Vorsteheramt des Paulinum in Bonn.

Bonn. Am 14. d. M. verschied Geheimrat Sanitätsrat Dr. Schäfer im Alter von 78 Jahren nach zweitägiger Krankheit, gestärkt durch den Empfang der hl. Sakramente. Dr. Severin Schäfer war, wie wir dem Nachruf im „Alt. Volksbl.“ entnehmen, „einer der edelsten Vertreter unserer hl. Sache, ein überaus treues Mitglied und einer der Gründer der

Bonner altkath. Gemeinde, zu deren Kirchenvorstand er von Anfang an gehörte. Der Dahingekommene war geboren zu Königswinter am 22. Februar 1820. Er studierte in Bonn und wurde am 7. Februar 1846 zum Doktor der Medizin promoviert. Bald darauf bestand er die medizinische Staatsprüfung in Koblenz und ließ sich als Arzt in Ehrenbreitstein und später in Bonn nieder, wo er ein halbes Jahrhundert mit opferwilligem Eifer und bestem Erfolg seinem Berufe gelebt hat. Wiederholt war er auch Mitglied der Prüfungskommission für das ärztliche Staatsexamen. Sein segensreiches Wirken fand vielfache Anerkennung. Er wurde zum Sanitätsrat, später zum Geh. Sanitätsrat ernannt und mit Orden ausgezeichnet. . . . Raslos hat Geh. Sanitätsrat Dr. Schäfer zum Wohle seiner Mitbürger gewirkt bis an sein seliges Ende. Bei uns Alt Katholiken insbesondere wird sein Andenken nie erlöschen. Wir wiederholen hier, was wir bei Gelegenheit der Feier seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums in dieser Hinsicht geschrieben: Ueber dem Studium der Naturwissenschaften und der Medizin hat er nicht wie so viele den Glauben an die Wahrheit des Christentums verloren. Schäfer war stets ein treuer, gläubiger, frommer Katholik. Und da er aus gutem Grunde mit all den Seinigen das bis an sein Lebensende bleiben wollte, so stellte er sich im Jahre 1870 mit seiner ganzen Familie entschlossen auf die Seite derjenigen, die gegenüber den vatikanischen Neuerungen von der Religion der Väter nicht abließen und dem alten kath. Glauben die Treue bewahrten. Bei der Wahl des Herrn Bischof Reinens war er als Delegierter der hiesigen Gemeinde beteiligt. In der Erfüllung seiner religiösen Pflichten, in dem Besuche des Gottesdienstes, in der thätigen Teilnahme an dem Gemeindeleben steht er hinter keinem Bonner Alt Katholiken zurück. Ein ganz besonderes Verdienst hat er sich erworben als Mitbegründer des Bonner Schwesternvereins, als sorgsamer Lehrer und Erzieher der Krankenschwestern, deren Ausbildung seine Lebensfreude geworden war. . . . Die Beerdigung fand den 17. April auf dem Friedhofe in Poppelsdorf statt. Ein sehr ansehnliches Trauergesolge erwies dem Entschlafenen die letzte Ehre. Am Grabe hielt Herr Pfarrer Demmel einen tiefempfundenen Nachruf, der von der eigenen inneren Ergriffenheit des Redners zeugte, dem der Verstorbene über 20 Jahre ein väterlicher Freund gewesen.

— Am 13. April hatte der Herr Bischof Dr. Weber die Ehre, an einer Rheinfahrt sich zu beteiligen, zu der er bei Anwesenheit Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich in Bonn von Sr. Durchlaucht dem Prinzen von Schaumburg-Lippe und Ihrer Königl. Hoh. der Prinzessin von Schaumburg-Lippe Einladung erhalten hatte. Der Bischof wurde von Ihrer Majestät und dem prinziplichen Paare während der Fahrt mit einer längeren Unterredung beehrt. — Am gleichen Tage hielt der altkath. Bürgerverein seine Generalversammlung ab. Der Vorsitzende, Herr Schubach, eröffnete dieselbe und erstattete den Jahresbericht. Unter anderem wurde beschlossen, die regelmäßigen Monatsversammlungen des Vereins wiederherzustellen und am zweiten Montag jedes Monats abzuhalten; sodann sollen für den Sommer zwei Ausflüge, einer für den Juni, der andere für den August, in Aussicht genommen werden. Bezüglich der Begräbnisse verstorbener Vereinsmitglieder wurde beschlossen, daß zu jedem Begräbnis eines Mitgliedes die Vereinsgenossen schriftlich durch besondere Zettel einzuladen seien, und das dahingekommene Mitglied durch eine einfache Kranzspende geehrt werde.

St. Offenbach. Sonntag den 24. April feierte die Gemeinde Offenbach ihr 25-jähriges Stiftungsfest. Der Herr Bischof war tags vorher angekommen. Die kirchliche Feier fand Sonntags früh 8 Uhr in der evangelischen Stadtkirche statt. Herr Pfarrverweyer Dr. Küppers-Hefloch assistierte dem Herrn Pfarrer Steinwachs beim deutschen Hochamte, welches ein gut geschulter Chor verherrlichte. Der Herr Bischof hielt die Festpredigt über den Heiland als den guten Hirten

der Menschheit und über die Bedeutung desselben für den Alt Katholizismus überhaupt und für jeden einzelnen Alt Katholiken. Mittags um 1 Uhr versammelten sich gegen 70 Gemeindeglieder zu einem einfachen gemeinsamen Mahle im „Kaiser Friedrich-Hotel“. Der Bischof brachte den Toast auf Se. Maj. den Kaiser und Se. Königl. Hoheit den Großherzog aus. Darauf wurde an letzterem ein Huldigungstelegramm nach Darmstadt gesandt. Noch manche andere Toaste folgten: auf den Bischof, den Pfarrer, den Kirchenvorstand, die Gemeindevertretung und die altkatholische Jugend. Die Abendversammlung im evangel. Vereinshause war von Gemeindegliedern und Gästen sehr stark besucht. Eröffnet wurde dieselbe mit einer poetischen Begrüßung des Herrn Bischofs durch Herrn Lehrer Reiser. Eine ganze Reihe der herrlichsten musikalischen Genüsse in Sang und Spiel wurde abwechselnd mit Vorträgen geboten. Herr Pfarrer Steinwachs gab eine kurze Chronik der Gemeinde. Der Bischof sprach über die verschiedenen Gegner des Alt Katholizismus. Herr Fabrikant Müller legte namens der Gemeinde das Gelöbniß treuen Ansharens ab. Bei voller Anerkennung der bestehenden Verschiedenheiten wurde wiederholt die zwischen der altkatholischen und den evangelischen Gemeinden der Stadt bestehende Einigkeit und Friedfertigkeit von beiden Seiten hervorgehoben. Der Abend verlief in allseitig gehobener Stimmung. Zuletzt noch die Mitteilung, daß von verschiedenen Teilnehmern an dem Feste 700 Mk. für den Kirchenbau gegeben wurden. Derselbe ist für die Gemeinde ein dringendes Bedürfnis. Er sei daher bei dieser Gelegenheit allen Freunden des Alt Katholizismus aufs neue warm ans Herz gelegt.

Krefeld. Am 17. April fand die Einführung des neuen Pfarrers, Herrn Lic. Moog, durch den Herrn Bischof Dr. Weber statt. Im Anschluß an die Einführung hielt sodann der neue Pfarrer das deutsche Hochamt und richtete nach Beendigung desselben vom Altare aus eine Ansprache an die Gemeinde. Mit dem Gesänge „Großer Gott, wir loben Dich“ schloß die schöne Feier.

Berlin. Die „Tägl. Rundschau“ bringt in Nr. 78 einen zweifelsohne vom Grafen v. Hohenbroeck stammenden Leitartikel über „Das Zentrum“. Wir entnehmen demselben: Wieder einmal steht das Zentrum im Vordergrund politischer Beachtung. Mit unglaublicher Zähigkeit und vollendetem Geschick ist es dem Vertreter des Ultramontanismus in Deutschland gelungen, im Laufe der Jahre die parlamentarische Vorkerrschaft sich zu erringen. . . . Parteien und Regierung stehen bittend an seinen Thüren. Erstaunlicher Wechsel! Wie lange ist es her, daß weder Regierung noch Parteien etwas vom Zentrum wissen wollten; daß man seine Mitglieder „Reichsfeinde“ schalt; daß man geschlossen wie ein Mann das Zentrum niederstimmte und ihm mit erdrückender Mehrheit Gesetze an den Nacken zwang, die es vernichten sollten? . . . (Und jetzt?) Das Ziel ist erreicht, so vollständig, daß unsere künftigen Panzerkolosse, mit der kaiserlich deutschen Kriegsfahne im Topp, an ihrem Bug die Zuchrist tragen dürfen: von Zentrums Gnaden; so vollständig, daß am 1. Januar 1900 die erste Rechtsprechung auf Grund des „Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich“ Herrn Dr. Lieber und Genossen ihr juristisches Dasein verdankt. Herr von Miquel nannte beides neulich: nationale Thaten des Zentrums. Das Zentrum eine nationale Partei! Und seine Thaten nationale! . . . Nie ist das Zentrum vaterländisch um des Vaterlandes willen; immer und überall ist seine „nationale“ Politik untergeordnet den „höheren“ Rücksichten ultramontaner Weltpolitik. Auch die vom Zentrum bewilligte Flotte fährt im Kielwasser des „Schiffleins Petri“; auch das vom Zentrum dem Deutschen Reiche geschenkte „Bürgerliche Gesetzbuch“ steht unter dem „kanonischen Recht“. Nichts lernen unsere Politiker, mögen sie Minister oder Parteiführer heißen, aus der Geschichte. Wo in aller Welt ist der Ultramontanismus echt und recht national gewesen; wo

hat man ihn jemals durch Zugeständnisse und Nachgeben befriedigt? Das Gegenteil steht auf jedem Blatte der Geschichte, aber beachtet wird es nicht. Nun redet man viel von einer Wandlung des Zentrums, und selbst ein Mann von der geistigen Bedeutung des Herrn v. Bennigsen hat erst vor wenigen Tagen im Reichstage diese Wandlung hervorgehoben. Ist es denn wirklich nötig, auszusprechen, daß das Zentrum und seine Ziele sich nicht wandeln, daß nur die Mittel, deren es sich bedient, mit diplomatischem Geschick von ihm gewechselt werden; *temporum ratione habita*. Vor zwanzig Jahren war das Zentrum Widerstandspartei bis aufs Messer; denn damals galt es, das katholische Volk unter der Vorpiegelung, der Kampf gelte seiner Religion, um die Kriegsfahne des Ultramontanismus zu scharen; heute und schon länger ist das gleiche Zentrum regierungsfreundlich und national, denn heute gilt es, die im Kampf und Sieg geschaffene mächtige Stellung nach allen Richtungen hin einflussreich zu verwerten. Das ist aber natürlich nur möglich unter „nationaler“ Flagge. . . Wir weisen auf den genialsten deutschen Staatsmann hin, dem wir Deutschlands Einheit und damit Deutschlands Größe verdanken. Am 28. November 1885 sprach Fürst Bismarck die inhaltsschweren Worte: „Ich habe das gelernt, daß mit den Grundsätzen der Politik des Zentrums weder das Deutsche Reich, noch der preussische Staat auf die Dauer existieren können. Ich habe gelernt, daß ein Bund mit den Herren nicht zu flechten ist, ohne die Existenzbedingungen der preussischen Monarchie aufzugeben.“ Wenn ein Bismarck dies als die Summe seiner langjährigen Erfahrung zieht, dann sollten unsere heutigen Politiker, große wie kleine, sich wenigstens hüten, dem Gegenteil das Wort zu reden. Oberflächliche Beobachter werden das Verhalten des Zentrums in der Septennatsfrage entgegenhalten. Damals sprach Rom, und das Zentrum gehorchte nicht. Und doch ist gerade dieser Vorgang ein Beweis dafür, daß das Zentrum ein Werkzeug des ultramontanen Papsttums ist. In heißer Erregung, als die Befolgung der römischen Richtschnur ihm seine eigene Machtstellung im Lande und Parlament zu kosten schien, hat es sich allerdings den römischen Befehlen für einen Augenblick entzogen, um aber sofort unter Zeichen lebhaftesten Bedauerns unter den Hirtenstab zurückzukehren. Der Zentrumsführer Fehr, von Frankenstein wurde nach Rom beschieden, um dem Papste und seinem Kardinal-Staatssekretär die verlangten Aufklärungen zu geben. Wo ist es jemals erhört, daß eine politische Partei einem fremden „Souverän“ und seinem ersten politischen Minister sich stellt *ad audiendum verbum* und der fremden Macht Rechenenschaft ablegt über die Abstimmung in einer innerpolitischen, vaterländischen Frage? Hier tritt der ultramontane, undeutsche Charakter der Zentrumsparthei (von ihren einzelnen Gliedern ist nicht die Rede) in schneidender Schärfe hervor. Wir sind nicht gegen das Zentrum immer und überall, und wir sind noch weniger gegen so manche nützliche Anregung, die auf gesetzgeberischem Gebiete aus seinem Schoße von einzelnen seiner Glieder ausgegangen ist. Aber wir sind gegen seine Grundsätze als Partei, und wir machen Front gegen den verderblichen sich allmählich festsetzenden Wahn, das Zentrum sei national, oder könne es jemals werden.

Böhmen. Die altkatholische Gemeinde Wardsdorf hielt am 17. April ihre diesjährige Hauptversammlung ab. Aus dem gedruckten Bericht ist das hauptsächlichste bereits mitgeteilt. An die Hauptversammlung schloß sich ein zahlreich besuchter Familienabend, bei welchem Musikstücke, sowie verschiedene Lieder und Deklamationen zum Vortrag kamen. Dazwischen hielt Herr Bistumsverweser Czoch einen längeren Vortrag über die Erfolge und Aussichten der katholischen Reformbewegung. Die Verhältnisse und Zustände der Gegenwart seien allerdings wenig ermutigend. Das gerade Gegenteil von dem, was Altkatholiken ersehnten und ersehnen, sei jetzt siegreich zum Durchbruch gelangt. Der Papismus stehe auf dem Gipfel seiner weltlichen Macht, und die Verkünder-

lichung des kirchlichen und religiösen Lebens und die Superstition haben ihren Höhepunkt erreicht. Und doch hoffen wir, sagte Redner, weil uns keine Macht dieser Welt zu dem Glauben zu bekehren vermag, daß die verweltlichte jeuitische Richtung Siegerin bleiben werde in der Kirche; wir hoffen, weil wir in innerster Seele die Ueberzeugung hegen, daß die flüchtige Abkehr von den scheinbaren Wahrheiten des lauterer Christentums die hohe und erlösende Bedeutung desselben den Völkern nur noch eindringlicher wieder vor Augen führen muß. Hoffentlich werde sich kein Altkatholik von den Lockungen der im Augenblicke siegreichen Reaktion verführen lassen, sondern jede Zumutung zu schwächlichen Kompromissen mit den Trägern der Reaktion im öffentlichen und Privatleben mit Entschiedenheit zurückweisen. Redner spielte auf den Mißbrauch der nationalen Strömung seitens der Ultramontanen an. Wer in der Kirche die Muttersprache verleugne, selbst das kirchliche Volkstied romanisiere, dem Volke seine Freiheit und seine Bildungsmittel verkümmern will, sei in der That ein Feind des Volkes, mag er sich hundertmal deutsch nennen. Freiheit und Bildung seien die Vorbedingungen für eine würdige nationale Existenz eines Volkes. Redner schließt mit einem warmen Appell zu einmütigen und opferfreudigem Zusammenstehen aller im Kampfe für die heilige Sache. Reicher Beifall lohnte den Redner.

Wien. Nach dem gedruckten Jahresbericht für 1897 wurden in der altkatholischen Gemeinde dortselbst an kirchlichen Handlungen vollzogen: 37 Tausen, 23 Begräbnisse, 16 Trauungen. Beigetreten sind der Gemeinde im verfloffenen Jahre 58, ausgetreten 7 Personen. Die Mehrzahl im ganzen sind 65 Seelen. Am gemeinschaftlichen Unterricht beteiligten sich 191 Schüler und Schülerinnen der Volks- und Bürgerschulen; 8 Mittelschüler und 1 Lehramtskandidatin genossen besonderen Unterricht. Es gab 33 Erstkommunizanten und 26 Firmlinge. Am 2. September hatte die XVIII. Synode stattgefunden.

Alt-katholische Gemeinde Kattowitz.

Sonntags, den 1. Mai ds. Js., findet in Kattowitz die Einweihung der neu erbauten (alt)katholischen Kirche durch den hochwichtigen Herrn Bischof Dr. Weber aus Bonn statt.

Zu dieser Festfeier beehren sich die unterzeichneten Gemeindefürsprecher hiedurch aufs freundlichste einzuladen unter gleichzeitiger Mitteilung folgenden Programms:

1. Sonnabends, den 30. April, abends 8 Uhr, im Saale des Herrn Max Wiener (Hôtel de Prusse): öffentlicher Fest- und Familienabend mit einem Vortrag des hochw. Herrn Bischofs und musikalischen Vorträgen. Zu dieser Vorfeier haben Angehörige aller Konfessionen mit ihren Familien freien Zutritt.

2. Sonntags, den 1. Mai, vormittags 10 Uhr: Einweihungsfeier mit daran sich schließendem Hochamt; Festpredigt des Herrn Bischofs und Ansprache des Herrn Pfarrers Kaminski aus Thingen in Baden, des Gründers der Gemeinde.

3. Nachmittags 4 Uhr: Festmahl im Saale des Hôtel de Prusse. Preis des trockenen Gedächts 3 Mark.

Eine Liste zum Einzeichnen liegt bis zum 30. April beim Herrn Max Wiener aus. Anmeldungen zu dem Festmahl nehmen auch die beiden unterzeichneten Vorsitzenden entgegen.

Der Kirchenvorstand:

Karl Müller,
Vorsitzender u. Pfarrer.

Die Gemeindevertretung:

Max Gierth,
Vorsitzender.

Zu vorstehender Einladung sei noch Folgendes bemerkt:

Besondere schriftliche Einladungen an die Mitglieder der Kattowitzer Gemeinde, an die auswärtigen Glaubensgenossen, Gemeinden und Herren Geistlichen — mit Ausnahme der benachbarten schlesischen — ergehen nicht.

Die Herren Geistlichen, die an den Einweihungsfeierlichkeiten teilzunehmen beabsichtigen, werden gebeten, Soustane, Chorrod, Krüge, Stola und Birett mitzubringen, sowie die Zeit ihrer bezw. der Herren Deputierten Ankunft in Kattowitz unter gleichzeitiger Angabe der Namen derselben dem Pfarrer Müller rechtzeitig mitzutheilen.

Am 1. Mai ist der Eintritt in die Kirche nur gegen Vorzeigung von Einzahlungsgeld gestattet, die bei den unterzeichneten Vorsitzenden unentgeltlich zu haben sind und von den auswärtigen Teilnehmern beim Familienabend oder vor dem Gottesdienste in Empfang genommen werden können.

Diejenigen Herren Geistlichen und Abgeordneten, welche an dem Montags, den 2. Mai, in der Kattowitzer Gemeinde stattfindenden bischöflichen Gottesdienste und dem daran sich schließenden Festmahl und Familienabend sich zu beteiligen gedenken, wollen dies dem Pfarrer Müller zu Kattowitz oder direkt an den Vorsitzenden des Kattowitzer Kirchenvorstandes, Herrn Professor Pawlitschka vorher mitteilen.

Deutscher Merkur.

Stückeljähriger Preis bei der Post:
2 Mark

Redaktion:
München, Jungfernthurmstraße 2.
Haupt-Expedition: München
Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei
von Dr. C. Wolf & Sohn.

Expedit. für Köln und Deutz, Paul Reubner
Buch- und Kunsthandlung, Köln, Deutzer Str.

Colour & Grey Control Chart



in Wiesbaden *)

Das „Mainzer Journal“ hat in Nr. 303 vom 29. Dez. vor. Jss. in echt jesuitischer Weise auf mein heutiges Vortragsthema aufmerksam gemacht und mit geistreich sein sollendem Humor die Hoffnung ausgesprochen, ich möchte mich der Röntgenstrahlen bedienen, damit ich mir nicht den Vorwurf zuziehe, ich sei nur von einem „Irrlicht“ verblendet gewesen. Nun, der Röntgenstrahlen bedarf ich nicht: die Herostratsarbeit samt den Triebfedern dazu liegen so offen vor mir da, daß ich nur zu kopieren brauche. Uebrigens hätte sich das Blatt des alten Sprichworts erinnern sollen, daß man im Hause des Gehängten nicht vom Stricke reden soll. Leute, deren Oberlippe, mit göttlichen Privilegien ausgestattet und über die Führer sich durch ganze 12 Jahre hindurch von dem Irrlicht Leo Tagil durch alle Sümpfe mittelalterlicher Teufeleien ziehen läßt, sollten so vorsichtig sein, das Wort Irrlicht gar nicht in den Mund zu nehmen. Was wir an Irrlichteln in der ultramontan gewordenen Religionsgesellschaft miterleben mußten, ist so unglaublich und massenhaft, daß nur eine Gemeinschaft darunter nicht zusammenbrechen konnte, die es verstanden hat, die mächtigste Oppositionspartei im Reichstage zustande zu bringen, um die sich die übrigen kleinen Klätter scharen und dadurch zu einiger Bedeutung gelangen konnten. Hyperliberale, Protestler, Polacken, Welsen und Sozialisten sind tagtäglich an der Arbeit, daß ihr Schutz und Schirm, der Zentrumsturm, der allein ihnen Leben und Dasein verbürgt, keinen Schaden nehme. Ein Blick auf das Frankreich der letzten Wochen sollte allerdings diese Leute belehren, daß sie fremde Arbeit verrichten.

Wenn uns das „Mainzer Journal“ unterstellt, wir hätten mit dem ...

kommen und wahrhaft katholischen Männern, mit denen ich das Glück hatte, noch in den letzten Jahren ihres Lebens zu verkehren, und die immer nur mit tiefer Wehmut daran denken konnten, daß sie aus ihrem Verufe, der das Glück ihres Lebens gewesen war, so schmachlich herausgerissen wurden, ein Wort der Erinnerung zu weihen, und der heutigen Generation, die kaum mehr eine Ahnung hat, daß mit der

*) Ein dunkles Blatt in der neuern hessischen Geschichte. Vortrag im evangel. Männerverein, 16. März 1898.

ng.
Der Ultramontanismus. Sein Wesen und seine Bedeutung: München (Die Ziele des Ultramontanismus in Berlin (Die römische Kirche in ihrer Thätigkeit). — (siehe). — Aus Holland (Katholisches aus Eymond (siehe Unschuldigkeit). — Griechenland (Prof. Kyriacos ...
...ität bis zur Mitte unseres Jahrhunderts ...
...tholisch-theologische Fakultät verbunden war, an einem nahe gelegenen Beispiel zu zeigen, wie man den gottvergeßenen, unser engeres und weiteres Vaterland auf tiefste schädigenden Ultramontanismus bei uns eingeschmuggelt hat. Wenn das „Mainzer Journal“ glaubt, mich mit dem Worte „Toleranz“ hänseln zu können, so spricht es da von einer der herrlichsten christlichen Tugenden, welche der Heiland bei den verschiedensten Anlässen in den mannigfaltigsten Wendungen den Seinen ans Herz gelegt hat, von welcher jedoch ein ultramontaner Zeitungsschreiber gerade so viel versteht, wie die alten Pharisäer. Sie verstehen es nicht, wenn ich ihnen sage, daß es mich immer tief ergriffen hat, wenn ich an einem in protestantischem Gotteshause aufgerichteten ...
... in holländischen Altar sangierte, weil mich das Gefühl übermannte: „Es gibt in dieser Stunde weit und breit keinen heiligeren Ort, als dieses protestantische Gotteshaus, in dem die Liebe Christi ihren Thron aufgeschlagen hat.“ Als wir darum in der von mir pastorierten Gemeinde Heßloch eine altkatholische Kirche erbaut hatten, luden wir den evangelischen Pfarrer von Dittelsheim, dessen Pfarrkirche uns 16 Jahre hindurch Unterstand geboten hatte, ein, nach Bedarf von unserer neuen Kirche Gebrauch zu machen, weil wir glaubten, daß dieser gemeinsame Gebrauch der Christuskirche erst die rechte Weihe verleihe. Ich weiß es, weil ich es selbst erlebt habe, daß man mit Millionen Christen sich in Glaube und Liebe verbunden fühlen kann, ohne eines unfehlbaren Oberpriesters zu benötigen. Es ist nach meiner innersten und tiefsten Ueberzeugung ein furchtbares, an der Menschheit begangenes Verbrechen, sie glauben gemacht zu haben, der Christ bedürfe eines Menschen oder gar eines zu Rom thronenden Priesters, um selig zu werden.

Zwei wesentliche, kann ich nicht umhin, den päpstlichen Fahnen-trägern für Wahrheit, Freiheit, Recht die tröstliche Versicherung zu geben, daß auch ich der Ueberzeugung geworden bin, daß eine römisch-katholische theologische Fakultät in den Verband weder der Siegener noch irgend einer wirklichen Universität gehört; denn die Aufgabe der Universität ist die Pflege der Wissenschaft, also die Aufgabe der theologischen Fakultät das Forschen nach ewiger Wahrheit. Hat nun eine Kirchengemeinschaft das Glück, den unfehlbaren Statthalter Christi in ihrer Mitte zu haben, der alle Wahrheit im Schreine seiner Brust trägt, dann ist eine solche